Stadtanzeiger

für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Geschw. Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Pruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. III 36 1760. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom W. v. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 106 | Sonntag, den 19. April | 1936

Konturen eines künftigen Europa

In der „Germania" zeichnet Karl Anton Prinz Rohan „Konturen eines künftigen Europa", wobei er hinter den verschiedenen Plänen, die die öffentliche Meinung Europas beschäftigen, drei mögliche, freilich einander entgegengesetzte Machtsysteme der europäischen Zukunft sieht:

Das eine, nämlich die Zweiteilung Europas im Sinne der französisch-russischen Politik, scheint vergleichsweise den größten Grad der Wirklichkeit erreicht zu haben. Würde diese französisch-russische Zangenpolitik fortgesetzt werden, was auf weitere Sicht freilich keineswegs feststeht, dann wäre jeder europäische Staat gezwungen, für oder gegen diesen Block Stellung zu nehmen. Das gegnerische Gravitationszentrum bilden Berlin und Warschau. Bedeutende Kräfte innerhalb des Rom—Budapest—Wiener Dreiecksvertrages bemühen sich um die Verwirklichung der politischen Nord-Süd-Achse Europas. Andererseits nimmt Jugoslawien eine abwartende Stellung ein und macht aus seiner antisowjetrussischen Gesinnung keinen Hehl. Die Annäherung zwischen Belgrad und Sofia verleiht dieser jugoslawischen Politik erhöhtes Gewicht. Die Tschechoslowakei neigt innerhalb der franko-russischen Zange heute schon mehr nach Moskau, stößt dabei aber bei den Rechtsparteien im eigenen Lande auf manchen Widerspruch. Rumänische Patrioten bis tief hinein in hohe Militärkreise warnen vor einer internationalistischen Sicherheitspolitik, die Rumänien leicht um Bessarabien und vielleicht um mehr bringen könnte. Der wichtigste Machtfaktor für das Gleichgewicht in einem in zwei feindliche Lager zerrissenen Europa: England rüstet sich gegenwärtig wieder einmal zur Rolle des arbiter Europae. Es hat erst kürzlich klargemacht, daß es im Falle eines Angriffs auf die französische oder belgische Ostgrenze auf der Seite des Angegriffenen stehe, daß es aber über die Rheingrenze hinaus in Europa keine weiteren Verpflichtungen zu übernehmen gedenke. Ist die Teilnehmerschaft solcher Blockbildungen, wie wir gesehen haben, noch nicht einmal entschieden, so darf trotz aller Enttäuschungen der letzten Jahre doch die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß die verantwortlichen Staatsmänner sich dessen bewußt sind, daß sie mit der Errichtung eines festen Machtsystems, das Europa endgültig in zwei Lager zerreißt, den ersten Schritt zum kommenden Krieg vollziehen würden.

Das zweite mögliche System, das gegenwärtig allerdings am unwahrscheinlichsten anmutet, obzwar manche starke Gruppe im Hintergrund nach ihm strebt, wäre das kontinental-europäische. Es setzt eine vollständige Bereinigung des deutsch-französischen Verhältnisses, eine gemeinsame französisch-italienische Front im Mittelmeer und eine italienisch-deutsche Verständigung über mittel- und südosteuropäische Fragen voraus. In ein solches Dreieck Paris—Berlin—Rom würden Moskau und London sozusagen von außen mit hereinspielen. Eine jüngst von einem südfranzösischen Blatt veranstaltete Abstimmung ergab mehr Stimmen für ein französisch-deutsches als für ein französisch-englisches Bündnis. Trotzdem bleibt das kontinental-europäische System so lange utopisch, als die französische Politik von der Angst vor Deutschland beherrscht wird und die englische Diplomatie ihre von allen Seiten anerkannte, ja gewünschte Führerrolle innerhalb der europäischen Streitfragen behält. Hier tritt der Primat der Politik über die Wirtschaft wieder deutlich in Erscheinung, denn es ist kein Zweifel, daß eine kontinental-europäische Wirtschaftskonzentration mit Ausschluß Englands dem Kontinent eine kaum abzuschätzende Prosperität gewähren, England indes in eine schwere Krise stürzen müßte.

Die dritte Möglichkeit wäre die Wiedergeburt des Viererpakts. Sie hat, wenn überhaupt ein festes System, noch verhältnismäßig die größte praktische Aussicht, für die Gestaltung des neuen Europa bestimmend zu werden. Freilich müßten auch hier noch bedeutende Hindernisse beseitigt werden, wie die italienisch-englische Gegnerschaft im Mittelmeer und in Afrika, die französisch-russische Bindung und die französische Idee vom deutschen Erbfeind.

Wahrscheinlicher als feste Systeme ist eine bewegliche und bewegte Entwicklung. Man wird in den nächsten Wochen und Monaten die Reste der Rechtsungleichzeit abräumen. Dabei werden die französischen Wahlen den Kräften zu Hilfe kommen, die nach einem neuen, gerechteren Europa streben. Sollten sich in Frankreich auch keine wesentlichen Gewichtsverschiebungen ergeben, so bietet die Wahl doch Gelegenheit zu Personalveränderungen und damit zu einer Anpassung der französischen Politik an die neue Lage. Es scheint, als ob die abessinische Frage und das Rheinlandproblem etwa gleichzeitig verhandlungsreif würden. Die englische Diplomatie steuert sichtlich auf eine Konferenz zur Neuordnung Europas hin. Aus ihr kann ein verjüngtes und erneuertes Europa, vereinigt in einem verjüngten und erneuerten Völkerbund, hervorgehen.

Privatindustrie und Landesverteidigung

Amerikas Kriegsminister sagt: Bereitsein ist alles

In einem Vortrag, den der amerikanische Kriegsminister vor der Rüstungsgesellschaft in Philadelphia gehalten hat, hat er über die Beschaffung der Werkzeuge der Landesverteidigung Gedanken entwickelt, die deshalb auch für uns von Interesse sind, weil erst der Weltkrieg uns die Augen darüber geöffnet hat, in welchem Grade der Erfolg eines Krieges mit modernsten Kampfmitteln von der Zusammenarbeit zwischen Landesverteidigung und Industrie mit abhängt. Der Vortragende schickt voraus,

daß im Kriege ein Land mit Geld und vielleicht sogar mit dem Leben seiner Soldaten verschwenderisch umgehen kann, niemals aber dürfe Zeit verschwendet werden.

Sorgfältige Friedensvorbereitungen können im Kriege die Ersparnis von Wochen bedeuten und damit von Gut und Blut.

Unter Zugrundelegung amerikanischer Verhältnisse, einer zwar hochentwickelten Industrie, aber keine nennenswerte Waffenindustrie, sei diese in Verbindung mit den staatlichen Betrieben nur in der Lage, einem Teil der plötzlich an sie herantretenden Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Nun erfordert, wie der Redner daraus folgert, die Umstellung der Fabriken auf Rüstungsbedarf Zeit. Im Interesse der Landesverteidigung liege es deshalb, diese Zeit durch geeignete Friedensmaßnahmen zu verkürzen. Die englische und französische Industrie erwiesen sich im Weltkriege als unzulänglich, den Kriegsbedarf zu decken. Amerika mußte mit Kriegsbedarf und Rohstoffen helfen. Diese Bestellungen der Verbündeten noch bevor Amerika in den Krieg eintrat, zwangen zu Umstellungen der amerikanischen Industrie, die auf diese Weise jene Friedensvorbereitungen leistete, die der amerikanische Kriegsminister für die Zukunft als unerläßlich ansieht, und die bei Eintritt Amerikas in den Krieg, wenn auch ungewollt, wesentlich zur Beschleunigung der amerikanischen Rüstungen und deren Fertigstellung für das Eingreifen auf dem Kriegsschauplatz zum Schaden Deutschlands beitrugen. Der Redner sieht darin mit einen Grund, daß der Krieg im November 1918 beendet werden konnte. Hierbei sei an den Ausspruch eines anderen Amerikaners, Edward M. House, erinnert, der sagte:

„Ich bin sicher, daß die Vereinigten Staaten ohne Verlust eines einzigen Menschenlebens den Frieden diktiert hätten, wenn sie im Besitz einer starken Armee und Marine gewesen wären."

Für die Gegenwart und darin liegt vielleicht ein gewisser Gegensatz zu dem oben Gesagten, steht der Minister auf dem Standpunkt, den wohl auch das amerikanische Volk vertritt, daß für das Heer keine großen Vorräte unterhalten werden können, die ein großer Krieg benötigt. Hieraus ergibt sich für ihn, angesichts der Schwierigkeit so schnell Waffen, Munition, Kampfwagen usw. herzustellen, die eingangs erwähnte Forderung nach einer weitgehenden Friedensvorbereitung der industriellen Mobilmachung in engem ständigen Zusammenwirken aller Interessierten aus Industrie, Heer und Marine. Nur auf diese Weise sei das Ziel, einen vollständigen und schnellen Sieg im Kriege zu erringen, erreichbar. Auf gut deutsch heißt das: „Bereitsein ist alles!"

Luftschutzkeller für 8000 Personen

Die Pariser Stadtverwaltung hat kürzlich einen größeren Betrag für die Errichtung von Luftschutzanlagen flüssig gemacht. Jetzt ist der erste bombensichere Unterstand fertiggestellt worden. Es handelt sich um einen Raum, der 8000 Personen zu fassen vermag und der mit den modernsten Luftschutzeinrichtungen ausgestattet ist. Da in einer Stadt wie Paris bei Angriffen aus der Luft das auf der Straße befindliche Publikum selbstverständlich in die Schächte der Untergrundbahn hineinfluten wird, hat man den ersten Schutzraum mit einem U-Bahnhof verbunden. Es ist geplant, sämtliche Untergrundbahnstationen nach und nach mit Großschutzräumen auszustatten.

Die Luftwaffe im Kriegsfall

Englischer Fliegerkommandeur über die britische Aufrüstung

Ersatz der Flugzeuge

Der englische Fliegerkommandeur Williamson untersucht im „Journal of the Royal United Service Institution" die Probleme, die sich für die Luftwaffe im Kriegsfall ergeben. Er geht von den allgemeinen Erfahrungen während des Weltkrieges aus. 1914 seien die britischen Truppen erst drei Wochen nach der Kriegserklärung ins Gefecht gekommen, das nächste Mal würden britische Flieger vielleicht schon vor der Kriegserklärung London verteidigen müssen. Williamson verlangt genügende Vorbereitungen auf den Krieg, denn sonst „könnte London gerade dann ohne Flieger sein, wenn es sie am nötigsten braucht, genau wie wir die britische Artillerie in einer Krise des letzten Krieges ohne Granaten erlebt haben."

Der Artikelschreiber sagt weiter: „Wir leben jetzt statt in einer Nachkriegszeit wieder in einer Vorkriegszeit. Der nächste große Krieg droht in der Ferne." Williamson geht dann auf die kunstvollen Waffen, vornehmlich auf die Luftwaffe über. Die Lebensdauer der kunstvollen Rüstung sei kurz und der Verbrauch sei groß. Die Durchschnittslebensdauer eines Flugzeuges im Krieg betrage 2 Monate. Der Verbrauch belaufe sich auf 600 Prozent im Jahre. Aufgestapeltes Material leide mit der Zeit. Es müsse ständig abgeändert werden, um auf der Höhe zu bleiben. Ausgebildete Facharbeiter seien für die Neuanfertigung oder Instandsetzung nötig. Für Flugzeugmotoren sei eine besondere Maschinerie erforderlich. Während des Krieges seien die Lieferungen einer der leistungsfähigsten englischen Fabriken durch das Fehlen bestimmter Arbeitsmaschinen vollständig ins Stocken geraten. Williamson fragt nun: „Sollen wir die augenblicklich vorhandenen Flugzeugtypen normen, um die Massenerzeugung sicherzustellen oder sollen wir die Modelle weiterhin verbessern? Sollen wir unser Geld für Flugzeugvorräte verwenden oder sollen wir die Industrie mobil machen, um den Verbrauch im Kriege decken zu können? Sollen wir für eine große Zahl von Facharbeitern, die gebrauchtes Gerät instandsetzen können, sorgen oder sollen wir größere Materialbestände unterhalten und lieber einzelne Teile beiseite werfen anstatt sie wieder herzustellen?" Solange man nicht die Möglichkeit habe, die Industrie ähnlich wie die Wehrmacht zu organisieren, sei nach Williamsons Ansicht England nicht kriegsbereit. Er fordert, daß die technischen Waffen einige Jahre vor Kriegsausbruch soweit aufzufüllen wären, daß im Ernstfalle die Friedensstörer genügten.

An Hand eines Beispieles sucht er klarzumachen, wie die Verluste sein werden. Dabei geht er von einem Friedensstand von 500 Flugzeugen aus. Täglich könnten zehn Flugzeuge verloren gehen. In 50 Kampftagen habe man keine Luftwaffe der ersten Linie mehr. Der Gegner könne vielleicht ähnliche Verluste erleiden, er werde aber noch Hunderte von Flugzeugen übrig behalten. Daraus folgert er: „Wenn wir kriegsbereit sein wollen, muß die Stärke der Luftwaffe auf den britischen Inseln zum mindesten dieselbe sein wie die Stärke irgendeiner der Festlandsmächte." (England müßte also soweit aufrüsten wie Rußland mit seinen mehr als 6000 Kampfflugzeugen. Da aber die Sowjetunion, Frankreich und die Tschechoslowakei durch ihre Bündnisverträge als eine militärische Einheit zu gelten haben und zum wenigsten über 15 000 Flugzeuge verfügen, müßte England seine Luftrüstung an die Stärke dieser Einheit heranbringen. Nach kürzlichen englischen Pressemeldungen sollen 12 000 neue Flugzeuge gebaut werden. Daraus darf geschlossen werden, daß sich England nicht nach der Zahl der Flugzeuge irgendeines europäischen Staates, sondern der Gesamtzahl der Flugzeuge der größten Festlandskombination richtet. Die Red.).

Williamson kommt noch auf den Verbrauch im Kriege zu sprechen. 1000 Tote und 4000 Verwundete seien der Tagesdurchschnitt im letzten Kriege gewesen. Die tausend Toten konnten ersetzt werden, aber augenblicklich sei der Ersatz von zehn Flugzeugen oder zehn ähnlich kunstvollen Waffen unmöglich (?). Der tägliche Abgang von zehn Flugzeugen entspreche etwa der Kriegserfahrung. Der Luftkampf werde zu Beginn eines großen Krieges nicht weniger erbittert geführt werden wie gegen Ende des letzten Krieges. Wie kann nun die Industrie in einem Materialkriege dem Verbrauch gerecht werden, fragt Williamson. Er greift wieder auf ein Beispiel zurück, aus dem hervorgeht, daß bei Ausbruch des Krieges die Fabriken die doppelte Zahl von Flugzeugen zu liefern hätten. Es würden sich sofort Schwierigkeiten ergeben, da einige Fabriken noch immer den alten Umfang hätten. Er verlangt schon jetzt Vorkehrungen namentlich auch für eine Produktion in drei Schichten, ferner die Pflege des technischen Personals, das namentlich gut untergebracht werden müßte. Auch eine Neuregelung der Arbeitsmaschinentage verlangt er. Weiter fordert er mindestens eine Verfachsachung des Personals.

In seiner Schlußbetrachtung stellt Williamson fest, daß ein hoher Friedensstand der Luftwaffe folgende technische Vorteile gäbe: Die Fabriken wären im Frieden größer, es gäbe mehr gelernte Arbeiter, mehr Maschinen, mehr Material. Man müßte im Ernstfall nur versechnfachen statt zu verzwanzigfachen. Um die Vermehrung der Fabriken zu begünstigen, fordert Williamson eine Verstärkung der Luftwaffe.

Olympischer Geist

Noch vor Ostern wurde in Deutschland die diesjährige „Saison" der Autobahn-Eröffnungen begonnen. Ein neues Paradies erschloß sich am vergangenen Sonntag den Kraftwagenbesitzern, aber auch der übrigen Bevölkerung in Berlin und Hannover. Der Generalinspekteur für das deutsche Straßenbauwesen, Todt, machte dabei die Mitteilung, daß in diesem Jahre insgesamt etwa 1000 km neue Autobahnen in Betrieb gesetzt werden können. Wir haben also damit zu rechnen, daß sich fortan fast an jedem Wochenende in irgendeinem Teile Deutschlands die festliche Gelegenheit ergibt, neue Teilabschnitte der Straßen des Führers einzuweihen.

Und noch ein zweites Ereignis in unserem Verkehrsleben, an dem das ganze deutsche Volk einen sehr herzlichen Anteil nimmt, geschah vor dem Osterfest: die Rückkehr des Zeppelin-Luftschiffes „Hindenburg" von seiner ersten erfolgreichen Reise nach Amerika. Auf dem riesigen silbernen Leib des Luftschiffes sah das Ausland neben dem Namen des großen deutschen Heerführers die fünf olympischen Ringe, und es mag nicht wenige Menschen gegeben haben, die beim Anblick dieses Verkehrswunders den Sinn der beiden Zeichen überlegten und verstanden. Hindenburg — das heißt deutsche Ehre, Kraft und Würde. Die olympischen Ringe — das heißt deutscher Friedenswille und ehrlicher Wettbewerb. Beides gehört für uns untrennbar zusammen. So wie die Autobahnen, die die deutschen Gaue, Länder und Stämme miteinander verbinden, ein Symbol unseres inneren Friedens sind, so sind die deutschen Großluftschiffe Sinnbild unserer friedlichen und aufbauenden Politik nach außen hin.

In wenigen Wochen treffen die ersten olympischen Wettkämpfer aus dem Auslande bei uns ein. Sie werden sehen, daß Deutschland die Zeit der Vorbereitungen gut genutzt hat, sie werden aber auch feststellen, daß der olympische Geist in Deutschland nicht eine Reklameangelegenheit weniger Wochen ist, sondern eine Sache unserer Herzen. Sie werden aus unmittelbarer Anschauung erfahren, daß all das dumme und lügnerische Zeug, was ihnen von den Hetzern in der Heimat vorgeredet wurde, auf böswilliger Erfindung beruht, daß es nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Gesicht des wahren Deutschland hat. Das Reich steht ganz im Zeichen Olympias, und die große Politik könnte sich ein Beispiel an diesem Bilde eines aufrichtigen, ehrlichen und anständigen Wettbewerbs der Völker nehmen.

Die Pflicht zum religiösen Frieden

Neue Ausführungen des Grafen Reventlow — Die Auseinandersetzungen nicht „wie ein Krieg zweier Fronten"

Beachtliche Sätze

Im letzten „Reichswart" setzt Graf Reventlow die Auseinandersetzung über die Verpflichtung zum religiösen Frieden im nationalsozialistischen Deutschland fort.

Unter dem Titel „Kampffront — Frontkampf" geht er von Zuschriften aus, die ihm vorwarfen, er habe die gemeinsame „Glaubensfront" verlassen. So untersucht er die Frage, ob Worte und Bilder, die dem militärischen, kriegerischen Leben entnommen sind, auch sonstwie angewendet werden dürfen. Er bejaht diese Frage, sofern sich die Anwendung auf die Gebiete beschränkt, in die sie hineingehören und in deren Bereich sie als wirklich und sachlich begründet vertreten werden können. Das religiöse Gebiet rechnet er nicht dazu. Unter Voraussetzung richtiger Deutung und Anwendung verneint er rundweg die Frage, ob im nationalsozialistischen Deutschland eine Front für Glaubenskampf überhaupt nötig und, nationalsozialistisch gesehen, überhaupt zulässig ist. Schon der Paragraph 24 des Parteiprogramms und die Gewissensfreiheitsverfügung vom Herbst 1933 enthielten alle Voraussetzungen für das Verschwinden eines religiös begründeten Kampfes im nationalsozialistischen Deutschland und die Verpflichtung zum religiösen Frieden.

„Kämpfe", so fährt Graf Reventlow fort, „werden nur dann nötig bleiben, aber auch nur solange gerechtfertigt, wie sie sich in den staatlich bzw. volksgenössisch gebotenen Grenzen halten, sofern es Kämpfe der Verteidigung sind. Sie sind wiederum nur dann möglich, wenn eine andere Seite bzw. religiöse Richtung entweder ihrerseits angegriffen oder ihre religiöse Tätigkeit — die in diesem Falle eine pseudoreligiöse sein würde — über die Grenzen hinaus ausgedehnt hat, die ihr durch den Staat gezogen worden sind."

Während Graf Reventlow in seinem vorhergehenden Artikel die Frage der katholischen Kirche beiseite gelassen hatte, kommt er in diesem neuerem Artikel auch auf sie zu sprechen. Den Kampf gegen den politischen Katholizismus, von dem er sagt, daß er „wohl ohne Einschränkung als ein Erbfeind des deutschen Volkes hingestellt werden" könne, bezeichnet er als eine nationalsozialistische Selbstverständlichkeit.

Die als politischer Katholizismus bezeichnete Haltung von Organen der Kirche in Deutschland werde vom nationalsozialistischen Staat als diesem abträglich bekämpft. „Doch", fährt Graf Reventlow nach diesem Satze sogleich fort, „gegen das religiöse katholische Bekenntnis und dessen Anhänger kämpft der nationalsozialistische Staat nicht. Wenn eine Organisation in Deutschland also nicht allein den politischen Katholizismus bekämpft, sondern gleichviel in welchen Formen, auch den Katholizismus an sich, so handelt sie dem Gebot und der Auffassung des nationalsozialistischen Staates entgegen; täte sie dabei so, als ob sie „eigentlich" im Einverständnis mit dem Staate so arbeitete, so wäre es noch schlimmer."

Die Frage, wo die Grenzlinie zwischen „politischem Katholizismus" und dem „Katholizismus an sich" liegt, untersucht Graf Reventlow nicht weiter. Aber niemand wird, so bemerkt dazu die „Köln. Volksztg.", leugnen, daß die Klärung dieser Frage eine entscheidende Aufgabe im Sinne der religiösen und damit völkischen Befriedung Deutschlands ist. Doch dient es immerhin der Vorbereitung einer solchen Klärung, wenn Graf Reventlow schreibt:

„Die nichtchristliche Organisation, das nichtchristliche Blatt überschreitet diese innerhalb des nationalsozialistischen Staates zustehende Befugnis, wenn es z. B. so argumentiert: Die aus dem einen oder anderen christlichen Bekenntnis kommenden Bestrebungen, die wir als staatsfeindlich ansehen, kommen aus der Zugehörigkeit von Deutschen zum Christentum. Wir ziehen daraus die Folgerung, daß das Christentum beseitigt, mit Stumpf und Stiel und allen dazu dienlichen Mitteln ausgerottet werden muß! —".

Diese Feststellung des Grafen Reventlow ist um so bedeutsamer, als nämlich auch der umgekehrte Fall nicht selten ist und christliche Kreise etwa so argumentieren: Die Bestrebungen, die wir als christentumsfeindlich ansehen, kommen aus der Zugehörigkeit der Träger dieser Bestrebungen zum Nationalsozialismus. So könnte sich aus solchen Argumentierungen von hüben und drüben ein tragischer Kreislauf entwickeln, den niemand mehr beklagen müßte als ein bewußter Nationalsozialist. Deshalb ist, wie gesagt, die Feststellung des Grafen Reventlow von so hoher Bedeutsamkeit. Sie verhindert einen solchen tragischen Kreislauf der Argumentationen und zerbricht den Zirkel des Mißtrauens von der politischen Seite des Nationalsozialismus her. Die vom Grafen Reventlow verurteilte Beweisführung müsse, so fährt er fort, deshalb verworfen werden, weil der nationalsozialistische Staat durch den Führer und Reichskanzler, auch abgesehen vom Paragraphen 24 und der Gewissensfreiheitsverfügung, dem Christentum verschiedentlich ausdrücklich Schutz verheißen und es als eine Hauptgrundlage der Sittlichkeit erklärt hat:

„In der Betrachtung der Sache von dieser Seite sahen wir", so fährt Graf Reventlow fort, „vorläufig ab von der Tatsache, daß, einerlei wie es innerlich mit ihnen steht, bei weitem der größte Teil der Deutschen dem Christentum eben noch angehört. Wer diese Tatsache nur als einen Grund mehr ansieht, Vernichtungskampf gegen das Christentum zu führen, für den muß immer noch der Standpunkt des nationalsozialistischen Staates eine Schranke bleiben, gegen die er nicht anrennen darf, und außerdem die eigene innerliche Verpflichtung als Nationalsozialist: nichts zu tun, was die äußere und innere Geschlossenheit der Volksgenossenschaft schädigen oder auch nur bedrohen könnte. Und das ist zweifelsohne der Fall mit dem Augenblick, wo er die Parole ausgibt: Gegen das Christentum!"

Nachdem Graf Reventlow noch den Minister für Kirchenangelegenheiten Kerrl zitiert hat, schließt er seinen Artikel mit den allerseits beachtlichen Sätzen:

„Ehrfurcht vor der Persönlichkeit und was ihr heilig ist, müssen vor allem die religiöse Auseinandersetzungen bestimmen. Sie darf weder von der volksgenössischen noch von der religiösen Seite gesehen, wie ein Krieg zweier Fronten aussehen. Ich bin mir bewußt, daß diese Forderung auf schroffen Widerspruch in manchen nichtchristlichen Kreisen stößt, denn man ist gewöhnt, den christlichen Deutschen als partiell irrsinnig und schafsdumm zu bezeichnen und jeden Geistlichen als halben oder ganzen Verbrecher. Je giftiger und gehässiger man den christlichen Volksgenossen verächtlich zu machen bestrebt ist, um so stolzer empfindet man die vermeintliche Höhe des eigenen Standpunktes; über diese Dinge wird im Laufe der kommenden Zeit manches zu sagen sein. Heute nur dies noch: Wer da sagt, er wolle religiöse oder Glaubenseinheit des deutschen Volkes und so vorgeht, wird das Gegenteil erreichen. Sein Treiben ist vor der Volksgenossenschaft nicht zu verantworten. Das sind Dinge, die mir in den verflossenen drei und hauptsächlich in den letzten zwei Jahren vollkommen klar geworden sind.

Auseinandersetzung um religiöse Dinge ist, sofern jemand wirklich die Sache will, nicht eine Angelegenheit von Versammlungserfolgen, überhaupt keine KonjunkturSache. Das politische Konjunkturrittertum hat der Nationalsozialismus ein für allemal erledigt; es darf nicht wieder in anderen Formen auftreten, vollends nicht hinter der Maske des kühnen deutschen Glaubensstreiters."

Diese Sätze sind in der Tat beachtlich. Sie dienen dem Frieden und der Volksgemeinschaft.

Die Ruhrzechen als zusätzliche Auftraggeber

Millionenbeträge für Handwerk und Industrie

Essen. Eine Umfrage bei den großen Zechenverwaltungen des rheinisch-westfälischen Industriegebietes läßt erkennen, in welch erfreulich starkem Maße der Bergbau bei den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen geholfen hat. Eine ganze Reihe an sich notwendiger Arbeiten war in den Krisenjahren nicht zur Ausführung gekommen, weil sie wirtschaftlich einfach nicht tragbar waren. Nach der Machtübernahme änderte sich auch hier das Bild sehr wesentlich. Als der Führer zur Arbeitsschlacht auftief und sich die ersten Zeichen der wirtschaftlichen Wiederbelebung einstellten, rüstete auch der Bergbau, seinen Beitrag zur Arbeitsschlacht zu liefern. In der Spalte Betriebsverbesserungen und Erneuerungen fallen zunächst einmal die Arbeiten ins Auge, die notwendig waren, um stillgelegte oder teilweise stillgelegte Einzelbetriebe, Kokereien, Ziegeleien usw. wieder in Betrieb zu setzen. Insbesondere im letzten Jahre, in dem eine große Anzahl von Kokereien in Betrieb genommen wurden, mußten beträchtliche Summen für Instandsetzungsarbeiten ausgeworfen werden, und die Koksofenmaurer beispielsweise waren das ganze Jahr hindurch beschäftigt. Die Reihe führt dann weiter zu den Instandsetzungsarbeiten an Gebäuden und Schächten. Im Rahmen der Instandsetzungsmaßnahmen an den Werkshäusern wurden Bau-, Anstreicher- und sonstige Arbeiten vergeben, deren Gesamtbetrag sich auf einige hunderttausend Mark beläuft. Da die Zechen zum größten Teil schon vor einigen Jahren dazu übergegangen waren, diese Arbeiten nicht mehr selbst auszuführen, bedeuteten sie für das Handwerk einen begrüßungswerten Auftrieb. Ein Heer von Handwerkern hat hier für Monate Beschäftigung gefunden. Mit begrüßenswerter Entschlossenheit wurde dann weiter daran gegangen, schöne Arbeitsstätten zu schaffen und düstere und eintönige Zecheneingänge und Plätze, unhygienische Wasch- und Aufenthaltsräume usw. zu ändern, daß sie den Ansprüchen der heutigen Zeit genügen. Auch in diesem Frühjahr werden diese Arbeiten weiter vorwärtsschreiten, die sich auch auf den Arbeitsmarkt günstig auswirken werden. Wir sehen auch hier, daß nicht nur in der steigenden Förderung und in der wachsenden Zahl der wiedereingestellten Bergmänner eine Aufwärtsbewegung festzustellen ist, sondern daß die Zeichen der wirtschaftlichen Gesundung sich auch auf andere Gewerbe, insbesondere auf das Handwerk, günstig auswirken.

Berlins Maibaum aus dem Warndt

Saarbrücken. Der Wunsch der Reichshauptstadt, zum 1. Mai eine Fichte aus dem deutschen Warndt aufzustellen, wird in Erfüllung gehen. Der Maibaum wurde im Herzen des deutschen Warndt gefällt, wo er seit 130 Jahren seine Wipfel zum Himmel reckte. Die Fichte wiegt 120 Zentner und ist 40 Meter hoch. Den Baum werden auf der Fahrt nach Berlin ein Holzbauer, ein Bergmann aus dem Warndt und ein Winzer aus der Pfalz begleiten, die Ehrengäste des Führers sind Voraussichtlich wird der Gauleiter des Gaues Saar-Pfalz, Staatsrat Bürckel, die Warndt-Fichte dem Oberhaupt der Reichshauptstadt feierlich übergeben.

In Berlin wird der Baum im Lustgarten seine Aufstellung finden. Der Wipfel wird mit einem breiten Rad von zehn Meter Durchmesser gekrönt werden, und dieses Rad ist behangen mit den Symbolen der Gaulandschaft, die aus Holz gefertigt sind: eine Grubenlampe, Hammer, Schlegel, Turbinenrad, ein Pfälzer Weinglas, Trauben und Faß. Die Figuren haben eine durchschnittliche Höhe von 1,5 Meter. Der Stamm wird in einer Länge von beinahe 200 Meter von Girlanden umwunden, die Frauen und Mädel aus dem Warndt in Feierstunden gewunden haben.

Es ist geplant, daß Gauleiter Bürckel selbst im Namen des Gaues dem Oberhaupt Berlins die Fichte am 29. April feierlich übergibt. Der Maibaum aus dem deutschen Warndt in der freien Saar soll Symbol saarländischer und Pfälzer Treue zum Volk und Führer, soll Grüße der Westmark des Reiches an die Reichshauptstadt und Zeuge ihrer landschaftlichen Schönheit und des Fleißes ihrer Bewohner sein.

Volk ohne Vaterland

Noch 12 000 Zigeuner in Deutschland — „Königswahl" in Polen

Zigeuner fast aller europäischen Länder treffen sich in diesen Tagen in Polen, um aus acht zu diesem Zweck aufgestellten Stammeshäuptlingen einen „König aller Zigeuner" zu wählen. Nachfolgende Feststellungen über den gegenwärtigen Stand des Zigeunerproblems in Deutschland mögen aus diesem Anlaß besonderem Interesse begegnen.

In ganz Europa findet man heute noch etwa 800 000 Zigeuner, doch gibt es in Deutschland nur noch etwa 12 000 Angehörige dieses seltsamen Volksstammes voll ewiger innerer Unrast. Eine scharfe behördliche Ueberwachung und Einwanderungsbeschränkungen haben die Zahl der Zigeuner in Deutschland so stark zurückgehen lassen. Daß diese Maßnahmen durchaus nicht unbegründet sind, erwies sich erst wieder in jüngster Zeit, als Zigeuner als Devisenschieber entlarvt wurden.

In Deutschland pflegen die Zigeuner meist als reisende Schausteller, Hausierer, Schirm- und Kesselflicker oder auch nur einfach als Bettler und Vagabunden aufzutreten.

Viele von diesen „Gewerbetreibenden" sind allerdings gar keine echten Zigeuner, sondern zählen zu den „Jenischen", mit denen die Zigeuner nicht gerne verwechselt werden wollen. Wahrscheinlich handelt es sich bei den „Jenischen" um Nachkommen der aus allen Ländern der Erde stammenden verwilderten Soldateska des Dreißigjährigen Krieges, die auch nach Friedensschluß ihr unstetes Wanderleben nicht aufgeben wollten. Die Sprache der „Jenischen" ist ein ganz merkwürdiges Kauderwelsch, das tatsächlich aus den Mundarten vieler Nationen zusammengesetzt zu sein scheint. Auch die echten Zigeuner haben eine Art Geheimsprache. Begegnet ein solcher einem Menschen, von dem er annimmt, daß er zu dieser Rasse gehört, so begrüßt er ihn mit „Latschodiwes", was soviel wie „Guten Tag!" heißt. Erwidert der Fremde den Gruß mit demselben Wort, so ist die Rassengemeinschaft erwiesen. Im übrigen verständigen sich die Zigeuner untereinander mit Kuckucksrufen oder Pfiffen sowie Geheimzeichen an Haustoren und abgerissenen Zweigen, die in bestimmter Reihenfolge in die Erde gesteckt werden. In Gegenwart von Fremden hingegen dienen unauffällige Hand- oder Fußbewegungen denselben Zwecken.

Die rassechten Zigeuner sind in Stämme eingeteilt, deren Namen gewöhnlich dem Tier- oder Pflanzenreich entnommen sind.

Der älteste Zigeuner ist jeweils zugleich das Stammesoberhaupt. Ihm obliegt auch die Rechtsprechung bei Vergehung gegen die Sitten und Gebräuche der Zigeuner. Wer von den Stammesangehörigen hiergegen verstößt, wird als „baledichido", das heißt „unehrlich" aus der Gemeinschaft ausgestoßen.

Merkwürdigerweise haben die Zigeuner, so locker auch ihre Rechtsauffassungen gegenüber „Gatschen", Nichtzigeunern, ist, teilweise strenge Moralbegriffe.

So muß z. B. jeder Stammesgenosse, der mit einer Zigeunerin ein Liebesverhältnis eingeht, diese auch heiraten. Der Zigeuner ist ein geborener Musikant. Ob er nun am Straßenrand der Dorfjugend aufspielt oder als gefeierter Zigeunerprimas in den ersten Hotels der Welt Fürstlichkeiten und Millionären Lieder seiner unergründlichen Sehnsucht vorgeigt, stets weiß er seine Zuhörerschaft zu Beifallsstürmen hinzureißen. Während früher die Zigeuner ausnahmslos ohne jede Notenkenntnis spielten, besuchen heute manche von ihnen sogar Konservatorien, fallen jedoch sogleich wieder in ihren alten Stil zurück, sobald sie dem Schulzwang entronnen sind. Wohl die eindrucksvollste Kundgebung zigeunerischen Musikantentums hat die Welt seiner Zeit beim Begräbnis des berühmten Zigeunerprimas Bela Berkes in Budapest erlebt, an dessen Grab nicht weniger als über hundert bekannte Primasse geigten, daß ihnen selbst die Tränen über die Wangen liefen.

Als „König" aller Zigeuner vom Schwarzen Meer bis zur Weichselmündung galt bisher der Pole Michael Kwiek, der auch die gegenwärtige Zigeunertagung in Polen einberufen hat.

Er erstrebt die Errichtung eines selbständigen Zigeunerstaates. Sein größter Gegner ist ein Grieche, der gleichfalls den Namen Kwiek führt. Dieser bekämpft jene Idee mit der Begründung, daß ein Nomadenvolk nur ein Oberhaupt brauche, wozu er — sich selbst auserkoren habe. Eine Einigung der Zigeuner unter einem „König" oder sonstigen Staatsoberhaupt wird wohl schwerlich zustande kommen. Am ehesten dürfte dies vielleicht noch auf dem Balkan möglich sein, wo heute die meisten Zigeuner leben. Es sind dort immerhin noch etwa 300 000 Zigeuner, also ein Vielfaches der in Deutschland befindlichen braunhäutigen Nomaden, anzutreffen, von denen sich ein Teil, ebenso wie in Spanien, sogar seßhaft gemacht hat.

Nur die Deutschen sind in der Lage . . .

„Manchester Guardian" über d' Aussichten der Zeppeline

London. Der „Manchester Guardian" bespricht in einem Leitartikel den großen Erfolg und die weiteren Aussichten der deutschen Luftschiffahrt.

Die Jungfernreise des „Hindenburg", so heißt es in dem Artikel, hat die Erörterungen über die Aussichten des Luftschiffes als Transportmittel für weite Entfernungen wieder aufleben lassen. Zwar haben die vielen früheren Luftschiffunglücke dazu beigetragen, daß noch kein allgemeines Vertrauen in dieses Transportmittel besteht.

aber die Deutschen und nur die Deutschen sind jetzt in der Lage, zu beweisen, daß die Fehlschläge auf konstruktive Fehler, stümperhafte Ausführung oder Unerfahrenheit in der Luftschiffnavigation zurückzuführen sind.

Man wird sich selten darüber klar, daß die erfolgreiche Handhabung des Luftschiffes eine Kunst ist, die gelernt sein will. Die technischen Erfolge der Zeppelin-Luftschiffe stehen fest. Die Gegner des Luftschiffes haben seit einem Dutzend Jahren immer wieder gesagt, daß Flugzeuge „bald" regelmäßig den Atlantik überfliegen würden. Wir warten noch immer auf diese Wunderflugzeuge. Niemand kann der Hoffnung Ausdruck geben, daß sie in diesen oder in nächsten Jahren kommen werden. In der Zwischenzeit wird der „Hindenburg" in diesem Sommer eine Reihe von Versuchsfahrten zwischen Frankfurt und Neuyork mit Fluggästen ausführen.

Der Artikel weist weiter darauf hin, daß die Reise mit dem „Hindenburg" noch etwas billiger sein werde als mit dem neuen englischen Luxusdampfer „Queen Mary".

Auf der nördlichen Verkehrsstrecke über den Atlantischen Ozean müsse notwendigerweise ein Wettbewerb zwischen dem Luftschiffdienst und den schnellsten Luxusdampfern der Welt eintreten. Der „Hindenburg" dürfte die Reise zwischen England und Amerika in etwa der halben Zeit eines Dampfers machen. Vom Standpunkt der Sicherheit könne man in der Wahl zwischen Flugzeug und Luftschiff nicht im Zweifel sein. Kein Flugzeug sei bisher gebaut worden, das auch nur eine halbe Stunde in einem Sturm über dem Atlantischen Ozean sich aufhalten könnte, wenn der Motor versagt. Das Luftschiff dagegen könne sicher, wie die Fahrt des „Hindenburg" wieder gezeigt habe, wenn auch langsamer, seine Reise fortsetzen, selbst wenn mehrere Motoren versagten.

„Es ist höchste Zeit"

Der „Pester Lloyd", Budapest, berichtet in der Ausgabe Nr. 72 aus London, daß Lord Radesdale in einer Oberhausansprache über das Rohstoffproblem feststellte, daß es höchste Zeit sei, daß man Deutschland einen Teil seines Kolonialbesitzes zurückgebe. Er fuhr dann fort: „Die Zeit ist gekommen, um Deutschland die Hand der Freundschaft entgegenzustrecken. Wir haben nichts gegen Deutschland und hassen es nicht, warum sollen wir uns an der offenbar beabsichtigten Einkreisung Deutschlands beteiligen? Ich habe nicht das geringste Verständnis für die Mentalität der Leute, die glauben, daß sie eine große Nation auf die Dauer abschnüren können."

Abschluß der Jericho-Ausgrabungen

Die Ausgrabungen bei Jericho sind jetzt zum Abschluß gekommen, so daß ein vorläufiger Ueberblick über das Ergebnis der Arbeiten möglich ist. Der Ursprung der Stadt wird um die Zeit von ungefähr 6000 v. Chr. angenommen. Insgesamt ist man auf 17 Bauschichten unter der Zeitlinie von 2000 v. Chr. gestoßen. Die zehn unteren fallen in die neuere Steinzeit und haben Funde zutage gefördert, die von dem Hirten- und Bauernleben der damals dort angesiedelten Gemeinschaft Zeugnis ablegen. In der elften Schicht ist ein Kultraum freigelegt worden, der in seiner Anlage genau dem Männersaal, dem sogenannten Megaron, im Homerischen altgriechischen Hause gleicht, obwohl er rund 2000 Jahre früher erbaut worden sein muß. Die Wände und Decken sind sorgfältig getäfelt und mit einer roten Farbe versehen. Die Eintrittshalle wurde von sechs hölzernen Säulen getragen. Unter den entdeckten Gegenständen befinden sich zahlreiche kleine Tierdarstellungen, die darauf hindeuten, daß in der damaligen Kultur die Gottheiten eines ausgesprochenen Hirtenvolkes verehrt wurden. Außerdem sind die Reste verschiedener Töpferarbeiten und bestimmte Werkzeuge gefunden worden, die wertvolle Aufschlüsse über das häusliche und handwerkliche Leben aus den frühesten Zeiten der Geschichte vermitteln. Die genaueren Berichte über den Verlauf und die Auswertung der Ausgrabungen werden möglichst bald veröffentlicht werden. Professor Garstang begibt sich jetzt in die Ebene von Akkon, um dort gemeinsam mit dem Archäologen Alan Rowe die von der Rielsen-Expedition geplante Ausgrabung zu leiten.

Der Reichsjugendführer spricht

Einweihung des Essener HJ.-Großheimes

Wie bereits kurz bekanntgegeben worden ist, spricht am heutigen Sonntag der Jugendführer des Deutschen Reiches, Baldur von Schirach, in Essen. Für die Hitler-Jugend des Gebietes Ruhr-Niederrhein hat diese Kundgebung mit ihrem Reichsjugendführer zweifache Bedeutung: Einmal ist die Weihe des Essener Großheimes, das den Namen des gefallenen Kämpfers Friedel Schrön tragen wird, der Abschluß der Heimbeschaffungsaktion des Gaues Essen für die Hitler-Jugend; vor allem aber wird die Kundgebung am Sonntag der Höhepunkt der Kundgebungen sein, mit denen die Hitler-Jugend und das Jungvolk die Volksgenossen an Rhein und Ruhr aufrütteln zur Woche des deutschen Jungvolks.

Die Kundgebung am Sonntag beginnt um 16 Uhr; es sprechen der Gauleiter, der das Heim an die Hitler-Jugend übergibt, und der Reichsjugendführer, der dann die Weihe des Heimes auf den Namen Friedel Schrön vornimmt. Die Kundgebung ist mit einem Aufmarsch sämtlicher Essener HJ.-Formationen und Abordnungen aus dem übrigen Gebiet sowie einzelner Formationen der SA., SS., NSKK. und Flieger verbunden.

Am Sonntagabend spricht der Reichsjugendführer um 19.30 Uhr über den Reichssender Köln zur deutschen Elternschaft.

Radio-Rundschau

Sendungen, die man hören muß!

„Cavalleria rusticana" — Schaffende Heimat
Die Musikantenabende

Zum Weißen Sonntag bringt der Reichssender Köln um 9,15 Uhr aus Münster i. W. eine Morgenfeier, die unter Leitung von Domvikar Hubert Leiwering steht. Um 10,30 Uhr sendet Köln das Streichquartett B-Dur, Werk 18/6, von Ludwig van Beethoven, um 11,00 Uhr eine Erzählung von Paul Ernst „Die Vereinten" — „Wer sagt, daß Minne Sünde sei, der soll sich erst bedenken wohl . . .", dieses Thema hat sich der Siegburger Singkreis gestellt, der um 11,15 Uhr unter der Leitung von Dr. Josef Heer altdeutsche Minnelieder vorm Mikrophon zum Vortrag bringt. Für die Kleinen gibt es um 14,00 Uhr ein fröhliches Kasperlspiel von Max Radestock „Die Gespenstermühle". Von 14,30 bis 16,00 Uhr läuft das 4. Wunschkonzert für das WHW. Von 16,00 bis 18,00 Uhr sendet Köln auch für eine Reihe anderer deutscher Sender die „Netten Sachen". Von 20,00 bis 22,00 Uhr wird, auch für die Sender Breslau, Stuttgart und München ein Großer Volksmusikabend geboten, in dem Sänger, Sängerinnen, Handharmonika-, Zither-, Mandolinen-, Gitarren- und Mundharmonikaspieler, eine Bauernkapelle, Schrammeln, Straßensänger, Frauen-, Männer- und SA.-Chöre mitwirken.

Am 20. April, 22,30 Uhr, enthält das „Schatzkästlein" das Trio F-Moll, Werk 65, von Anton Dvorak. Es handelt sich um eine Aufnahme vom 3. Kölner Bechstein-Stipendien-Konzert.

Am 21. April, 16,50 Uhr, zeigt die Vortragsfolge unter dem Titel „Neue Kammermusik — Ein deutscher Dichter erzählt" ausgewählte musikalische Werke an. Inmitten der Darbietung steht eine Erzählung von Wilhelm Scholz „Das Pferd Inoue". Um 21,00 Uhr hört Westdeutschland die Volksoper „Cavalleria rusticana" von Pietro Mascagni.

Aus der langen Reihe der Darbietungen am 22. April sei nur genannt ein Hörspiel „Der Elternbesuch", geschrieben und gespielt von Düsseldorfer Pimpfen. Das Spiel gelangt um 17,30 Uhr zur Sendung. Um 20,45 Uhr erscheint der erste Musikantenabend in der Vortragsfolge: „Himmel und Erde werden vergehen, aber die Musica bleibet bestehen".

Die Sendung „Aus unserer Heimat" am 23. April, 17,00 Uhr, bringt einen Besuch in Crombach im Siegerland, Bauernlieder und Bauernmärsche und zum Schluß eine Hofbegehung auf dem Schulzenhof Lutum bei Coesfeld. Um 22,30 Uhr bietet das „Schatzkästlein" eine Anekdote von Otto Rombach „Die Entdeckung des Geigers Nicolo Paganini". Dann spielt das Große Orchester des Reichssenders Köln mit Aldo Ferraresi (Violine) als Solist das Konzert D-Dur für Violine und Orchester von Nicolo Paganini.

Am 24. April von 18,00 bis 24,00 Uhr läuft unter Mitwirkung aller Künstler des Reichssenders Köln das vorletzte Wunschkonzert.

Am 25. April von 16,00 bis 18,00 Uhr? — ? — Na, was soll es da geben? — Nur den Frohen Samstagnachmittag!!!

Illustrierte Sonntagspost

Zum Geburtstag des Führers

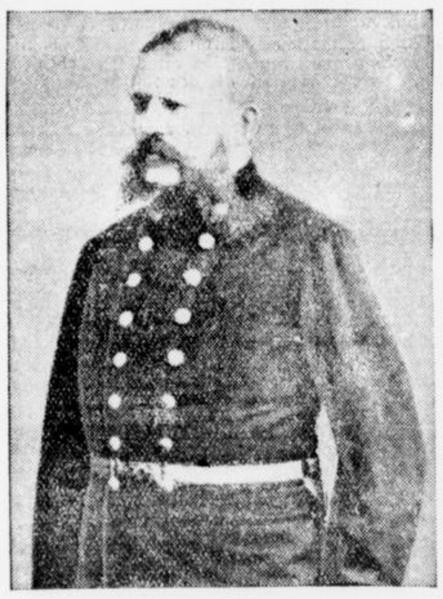
Am 20. April 1889 wurde dem deutschen Volk, wurde der Welt Adolf Hitler geschenkt. In Braunau (Ober-Oesterreich) wurde er geboren, als Sohn des Zolloffiziales Alois Hitler. Wir gedenken heute des Führers. Was er uns als Retter des deutschen Volkes aus Bedrängnis und Schmach geworden ist, das hat sein Volk bei der jüngsten Wahl mit überzeugender Deutlichkeit in heller Begeisterung bekundet. An des Führers Geburtstag mögen uns einige Bilder aus seinem Leben seine von allen verehrte Person näher bringen.



. . . und weinet mit den Weinenden

Daß das Herz des Führers dem deutschen Menschen gehört, erweist sich besonders eindringlich in jenen Stunden, wo er durch seinen Zuspruch und seine Hilfe Trauernde tröstet, Verzagte aufrichtet und Menschen in Not hilft.



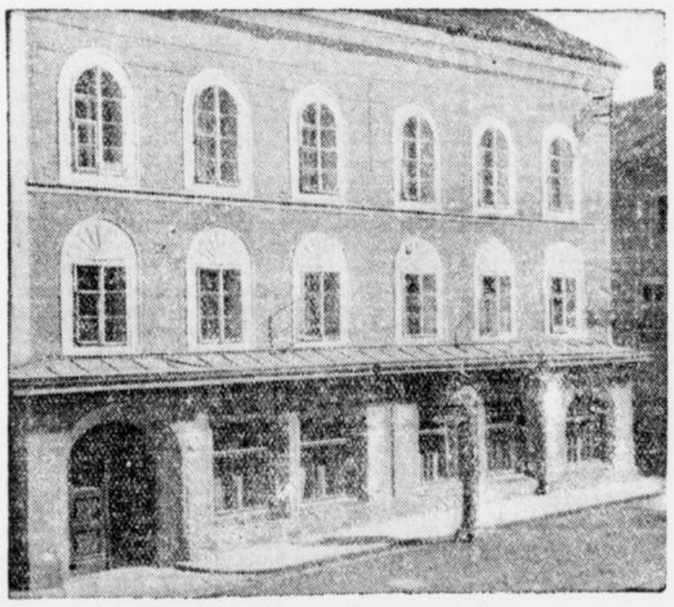


Die Eltern des Führers

Oben: Hitlers Mutter, der der Führer immer in großer Liebe und Verehrung gedenkt. Der Führer erzählt, daß er in seinem Leben nur zweimal weinen mußte, einmal am Grabe seiner Mutter und einmal über den schmachvollen Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1918. — Unten: Hitlers Vater, der Zolloffiziale Alois Hitler.



Der Führer mit seiner Schwester,
die ihn während der Kampfzeit mütterlich betreute und zu der der Führer in einem herzlichen geschwisterlichen Verhältnis steht.



Das Geburtshaus in Braunau am Inn



Der Führer mit der Blutfahne, dem Heiligtum der Bewegung



Bild links:

Ein Freund der deutschen Jugend

Es sind wohl die glücklichsten Augenblicke im Leben des Führers, wenn er einem echten deutschen Jungen oder Mädel die Hand schüttelt. In ihm sieht er wohl jedesmal den Repräsentanten des kommenden Geschlechts, das in seinem Geist ein glückliches Deutschland gestalten wird

Bild rechts:

Die Geburtstagstorte der Berliner Konditoren Innung,

die nun schon Tradition geworden ist. Sie zeugt von der Liebe und Zuneigung, die der Führer in allen Schichten und Ständen des deutschen Volkes besitzt.

(Bilder: „Das deutsche Bild" — M.)



Wenn die Not am größten . . .

Reise-Erinnerungen von Karl Lütge

Manche Reise bringt unverlierbare Erlebnisse.

„Bedaure", erklärte der Portier des großen Hotels am Münchener Hauptbahnhof, als ich dort gegen fünf Uhr nachmittags am Vorschlußtag eines großen Festes nach einem Zimmer fragte. Der zweite sagte: „Sind schon seit dem Mittag ausverkauft." Der dritte: „In ganz München kriegen's nix!"

Nun, auf dem Hauptbahnhof waren vorsorglich zwei amtliche Fremdenzimmer-Nachweise errichtet. Der eine schloß just — um ½7 Uhr abends — wegen Mangel an Angebot. Die Nachfrage erdrückte den zweiten Nachweis. Einbettzimmer, sogar Zweibett-Zimmer in München nicht vorhanden.

Ich beschloß, die Lage in einer der gemütlichen Gaststätten Münchens zu überdenken. Zur Not konnte man ja irgendwohin weiter fahren, nach Landshut oder Augsburg. Nicht das ganze Bayern würde ausverkauft sein. Der Meinung waren auch die Herren, mit denen ich am Tische ins Gespräch geriet.

Bis einer plötzlich sagte: „Warum soll'ns denn erst wieder von München wegfahren? Ich hab' ein Sofa. Wenn Ihnen das genügt, können's ja da schlafen —"

Um zwei Uhr in der Nacht zog ich bei dem gastlichen Münchener — einem Opernsänger — ein.

Wir hatten uns nie vorher gesehen. Wir waren nur deutsche Menschen, trugen zufällig das gleiche Festabzeichen — so half der eine dem anderen, in jenen Tagen, wo deutsche Gastlichkeit der ganzen Welt gezeigt wurde. —

*

In Freiburg im Breisgau traf ich unlängst gegen Mitternacht aus Richtung Schweiz ein. Ich war in jenem Augenblick infolge der Zehn-Mark-Verordnung bargeldlos. Aber da ich im nahen Glotterbad wohnte und den Wagen an den Hauptbahnhof der Schwarzwaldhauptstadt bestellt hatte, so wollte diese „Mittellosigkeit" nichts besagen.

So dachte ich. Ich dachte es nicht mehr, als der Wagen durch einen Zufall ausgeblieben war. Da es regnete, waren die Autodroschken stark gefragt, und ich fand im Augenblick — zumal ich als „Mittelloser" zaghaft vorging — keinen Wagen, der ins siebzehn Kilometer entfernte Glottertal zur Nachtzeit mit einem Stadtfremden hinauffahren wollte.

Meine Bemühungen beobachtete ein Kraftwagenbesitzer. Er sprach mich an und fragte mich aus. Ich gab Antwort. Er lächelte und erklärte: „Ich bin in der umgekehrten Lage; mein Besuch ist nicht gekommen. Ich könnte Sie ganz gut hinauffahren ins Glotterbad; aber das ist grad entgegengesetzt. — Na, macht nix! Also, bitte, steigen Sie ein, ich fahr' Sie hinauf!"

Tat's, ohne den Fahrgast zu kennen, aus gastfreundlicher Pflicht; und wehrte am Ziel den Dank höflich und bestimmt ab.

„Wir sollen helfen, wo immer wir es können — auch im Einzelfall, und wenn es nur eine kleine Autofahrt ist . . ."

*

In Göhren auf Rügen. Der letzte Abendzug hatte ungewöhnlich viele Gäste gebracht. Infolge des Unwetters am Abend waren zahlreiche abreisebereite Badegäste noch dageblieben. Die Hoteldiener am Bahnhof nahmen daher nur Gäste an, die vorher Zimmer bestellt hatten.

Gespannt beobachtete ein alter Fischer, der anscheinend müßig am kleinen Bahnhof herumstand, die Enttäuschung und Ratlosigkeit der unversorgten Gäste. Einige hatten sich bereits in den Ort begeben und suchten auf eigene Faust in Pensionen und Privathäusern. Ein kleiner Rest von fünf Personen blieb übrig.

Der Alte rief ein paar junge Burschen heran:

„Da, geht mal mit los mit den Herrschaften und tragt den Koffer —! Wißt ja Bescheid — fragt überall, ob wo was frei ist."

Der letzte, der Unterkunft fand, war ich. Wir hatten an gut dreißig Stellen nachgefragt. Aber mein junger Betreuer, zu dem sich am Schluß noch der Alte voll Besorgnis zugesellte, ruhte nicht früher, als bis ich ein Bett hatte — — Und handelte nicht, weil etwa Olympia in Deutschland veranstaltet wurde und alle Augen auf das neue Deutschland blickten, sondern aus selbstverständlicher Verpflichtung, als gastlicher, deutscher Mensch.

*

Als ich erst kurze Zeit in Berlin wohnte, geschah es, daß ich mich spät abends im Norden regelrecht verlief und in Gegenden geriet, die einsam und wenig einladend waren. Weit und breit keine Geleise in den Straßen, kein Schupo, kein Mietauto. Bei dem nassen Wetter hatten es alle Leute eilig; manche wichen sogar aus, wenn ich in den schwacherleuchteten Straßen auskunftheischend auf sie losstürmte.

Da kam ein Lieferwagen. Ein schweres Ungetüm. Ich machte dem Wagenlenker ein Zeichen. Er sah mich und hielt.

„Wat? Keen Auto zu haben? Gloob ick — hier is et finster — — Un zur Elektrischen ham Se och 'ne gute Viertelstunde. Also, klettern Se hier ruff — — Ich bring' Se hin, wo Se hinwolln!"

Rumpelnd fuhr der Lastwagen durch die Straßen und bog nach wenigen Augenblicken in große Straßenzüge ein, die ich so nahe gar nicht vermutet hatte.

Ich machte in der Tasche Geld locker. Als der Wagen an einem größeren Platz hielt, wo es Stadtbahn, U-Bahn, Elektrische und Bus zur Auswahl gab — der Wagenlenker deutete es mit breitem Lachen an, reichte ich ihm, bevor ich die steilen Stufen hinabkletterte, das Entgelt hin.

Da wurde der Mann am Lenkrad pampig.

„Ne, det lassen Se man! So is det in Berlin nich. Wir helfen hier, wenn wir können. Erst dacht' ich, Se wär'n Ausländer, da muß man erst recht nett sein, damit die merken, dat wir feine Kerls in Berlin sind — aber wenn Se Landsmann sind, och gut! Die Zigarre nehm' ick! Det machen wir. Danke bestens! Gute Weiterreise!"

Als ich heimfuhr im überfüllten U-Bahnzug, dachte ich:

Man ist ja gar nicht allein — überall strecken sich helfende Hände aus in Deutschland. Man muß sie nur ergreifen!

Gespräch zur Nacht

Skizze von Ruth Kristekat

Hanno und Maria gingen am späten Abend durch die stillen Straßen der Vorstadt, jeder seinen Gedanken nachhängend, dabei erfüllt von ihrem Beieinandersein. Doch so ist es oft bei den Menschen, die sich sehr verstehen — und gerade bei Liebenden, daß sie ihre Gefühle füreinander gegenüber der Welt zu wichtig nehmen und nur selten über Dinge sprechen, die sie brennend bewegen, wenn sie allein sind. — So war es auch bei Hanno und Maria. Und immer, wenn ein äußerer Anstoß kam, der eine Aussprache erforderte über Fragen, die außerhalb ihrer inneren Beziehung zueinander standen, nahmen sie es dankbar hin, schon in demselben Augenblick empfindend, daß sie in der Welt standen und in ihr leben mußten.

So war auch heute etwas Aeußerliches der Anstoß zu einem Gespräch, das Maria eine weitere Stufe vorwärts führte, tiefer das Wesen Hannos erfassend und in sich aufnehmend, nicht als Einzelwesen, sondern als Mensch, der, in der Gemeinschaft stehend, sich ihren Gesetzen und Forderungen zu beugen weiß.

Es kam ein Mann an ihnen vorbei mit klappernden Schritten; ein Arbeiter. Er trug einen dunkelblauen Arbeitsanzug aus Baumwolle, Holzpantinen, eine Mütze und in einer Hand eine schwere Tasche, in der sich Werkzeug befinden mochte. Sie zog seine rechte Schulter herab. Der Mann war alt, sein breiter Rücken gebeugt. Er kam langsam und stetig vorwärts, und seine Schritte waren aus einem inneren Gleichmaß geboren.

„Sieh nur, Hanno, den Mann dort", sagte Maria. Er kommt jetzt erst von seiner Arbeit nach Hause und ist so alt schon und müde. Ist dir nicht auch manchmal der Gedanke furchtbar, daß manche Menschen immer schuften müssen und gar nichts vom Leben haben? Da arbeiten sie nun den ganzen Tag, essen, trinken, schlafen, haben Frauen, die ebenso schwer arbeiten müssen und die Kinder bekommen. Und die Kinder werden es nicht besser haben."

Hanno wandte sein empfindsames gutes Gesicht Maria zu. Er sah den Mann noch, wie er vorwärtsschritt. Innere Geschlossenheit sprach aus der Art seiner Bewegungen, Ruhe. Hanno faßte heftig nach Marias Arm.

„Sag, Maria, warum leben wir? Es wundert mich eigentlich, daß wir noch niemals darüber gesprochen haben, was uns doch wichtigste Fragen sind. Vielleicht geht dieser Mann ganz seinen richtigen Weg für sich — unbewußt gewiß —, dennoch bestimmt und sicher. Was ist denn die Arbeit für uns? Es ist doch nicht nur das Geld, damit wir essen, trinken, wohnen können und Frauen haben, die Kinder gebären, die dann wiederum dasselbe tun. Es ist ja etwas anderes, Maria. Arbeit ist Erlösung. Von allem. Erlösung von Leid, von der Liebe, von Bindungen, die uns beengen, Erlösung von Menschsein, sobald es uns zur Qual wird. Arbeit ist Gnade, uns gegeben zur inneren Befreiung. Und so, Maria, dieser Mann — er geht seinen Weg richtig und gut. Was sollte er tun, wenn er keine Arbeit hätte? Viele Männer und Frauen, was sollten sie tun. Ihr Leben ist das, die Arbeit. Sie wissen es nicht, sie brauchen es nicht zu wissen. Sie leben es."

„Wie du es sagst, Hanno, du magst recht haben. Aber glaubst du denn wirklich so an die Arbeit? Du erhebst sie fast zur Religion. Ist sie so ausschließlich bedeutsam?"

„Du hast dich doch gewiß schon oft gefragt, warum wir leben, Maria. Wir haben Missionen, wir insbesondere, die wir geistige Führer sein wollen. Wir leben und schaffen aus vollem geistigen Bewußtsein und wachem Vermögen. Und uns muß die Arbeit mehr noch sein als Erlösung. Unbewußt ist jener Mann das Glied einer Kette, der wir uns ausschließen, wenn wir es nicht verstehen, uns bewußt einzuordnen. Unsere Arbeit muß von einem tieferen Sinn erfüllt sein. Sie muß noch mehr sein als selbstdienender Zweck der inneren Befreiung. Wir müssen dazu gelangen, alles aus uns zu schöpfen, um loszukommen von dem Ich und den Gedanken um das Ich. Bis wir wissen, daß wir da sind für die Gemeinschaft mit unserem Tun, für die Gemeinschaft, in der wir leben, die ihre Gesetze hat und Forderungen. Und wir dürfen uns ihnen nicht entziehen, sondern müssen sie erfüllen.

Du hast deine Arbeit, Maria, ich habe sie auch. Doch solange du glaubst, nur für dich selber sei die Arbeit da, solange hast du noch nicht die Berechtigung zu leben. Erst wenn die Arbeit über dich hinauswächst, du sie außerhalb von dir begreifen lernst als ein Ding, das nichts mit dir selber gemein hat, in dem Augenblick, in dem du kleiner bist als sie und du dich nichtig neben ihr fühlst, erst von dem Augenblick an, Maria, haben wir den Sinn in die Arbeit getragen. Dadurch erst kommen wir zur Arbeit als Religion.

Hanno verstummte. Maria hing sich in seinen Arm. Sie zitterte, so sehr war sie erregt von dem, was er ihr gesagt. Sie schämte sich auch, weil sie empfand, wie sehr ihr Leben noch an der Oberfläche hing und wie sie danach streben mußte, sich zu vertiefen, um zu einer inneren Reife zu gelangen.

Der Schleppzug

Erzählung von Werner Zibaso

Zischend jagte der Sturm graue Regenwände gegen das Strohdach des Fährhauses. Vom Fluß her murrte ein Stöhnen herauf.

Rieker, der Mann an dem einzigen Tisch der Gaststube, hatte heute wieder „seinen Tag", wenn man es so nennen wollte. Ganz überraschend konnte das kommen — meist war es dann ein Wetter wie heute, Regen und Sturm, der schon den wärmeren Hauch des Frühlings mitbrachte. Zwar war Rieker der zuverlässigste Maschinist, bekannt von Stettin bis Ratibor hinauf, doch zuweilen konnte kein Schlepperkapitän für ihn gutsagen. Eines Tages, es konnte ein halbes Jahr gut gegangen sein oder auch nur einige Wochen, war Rieker von Bord verschwunden, und meist landete er dann hier im alten Fährhaus, saß und starrte vor sich hin, wischte sich zuweilen das graublonde Haar aus der Stirn und . . . schwieg sich aus.

„Ein verdammt und verteufelt eintöniges Leben —" wollte es dem mißlaunigen Wirt einfallen, doch er mochte den Gedanken nicht zu Ende verfolgen. Ein Windstoß hatte die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle behauptete sich mühsam ein Mann, der die Nässe von seinem Oelmantel abschüttelte und dann fluchend die Tür hinter sich zuzerrte.

Der Maschinist schaute unwillig hoch und schien auf jede Bewegung des Fremden zu lauern, der rasch einen Schnaps heruntergeschüttete und stampfend über die knarrenden Dielen wanderte. „Fürchtete, der Sturm würde mich mitsamt meinen Wagen von der Brücke herabwehen, wenn ich rüberführe . . ." knurrte er.

Der Maschinist lachte in einer Art gehässiger Neugier. Noch immer hingen ihm die Haare ins Gesicht und verdeckten ihm fast die Augen, doch nun strich er sie nach hinten. „Ja — schlechtes Wetter, verdammt schlechtes Wetter —" sagte er mit eingerosteter Stimme „Gibt so Wetter, die lassen einen nicht zur Ruhe kommen!" fügte er, plötzlich gesprächig, noch hinzu.

Der Fremde stieß nur ein ärgerliches Schnaufen aus und ließ sich auf der anderen Seite des schmalen Tisches auf die Bank fallen. „Wollte noch bis G. heute", sagte er widerwillig, „habe das Nest seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Vielleicht trifft man doch noch jemand von früher — —"

In das Gesicht des Graublonden trat ein spöttisches Lächeln. „Soll man bleiben lassen, sowas — ist nicht gut, Altes auszugraben, kommt nichts dabei heraus!" sagte er, ohne die seltsam hellblauen Augen von dem Fremden zu lassen.

„Doch, doch —" sagte der andere und rückte unruhig auf der Bank. Der Regen hatte nachgelassen, nur der Sturm tobte ungebrochen weiter.

„War damals auch solch ein Brausen in der Luft, warm und irgendwie frühlingshaft. Von den Ufern kam der Geruch frischer Ackererde, als der Schleppzug seine erste Fahrt zu Berg machte . . ." reihte der Maschinist wie unter einem Zwang aneinander. „Ich war Bootsmann auf einem von den alten Holzkähnen, die auf dreihundert Tonnen geeicht sind und fünfhundert laden. Mit uns fuhren noch sieben andere Kähne im Schleppzug nach Kosel rauf. War aber ein faules Jahr damals und jeder Schiffer schlechter Laune, auch der meinige. Wenn nicht seine Tochter gewesen wäre, hätte ich bereits in Küstrin Adje gesagt, denn die Maschinistenprüfung wartete in Stettin, und einen Vertrag mit der Dampfergesellschaft hatte ich gleichfalls in der Tasche . . Ja — ein Mädchen wie ein Aprilmorgen, frisch und hell, und doch, daß man sich nie ganz auskennt. Auf dem Kahn, der längsseit mit uns im Schleppzug lag, fuhr der andere mit, ein Windhund, wie er nur je auf der Oder lag — wenn es zwischen mir und dem Mädchen noch irgend etwas ins Reine zu bringen gab, so war es seinetwegen. Vielleicht wußte er das — kann ja heute niemand mehr sagen . . ." Rieker schaute auf, als könne der Fremde ihm Antwort geben.

„Weiß nicht, ob ich schon sagte, daß es damals ein Tag war, hoch und hell, daß einem das Herz weit wurde und die Brust voll Atem bis zum Hals hinauf", redete er dann schnell weiter, als fürchtete er unterbrochen zu werden. „Ich stand unten im Laderaum, teerte mit einem Besen die Bordwandung neu, einen Schwapp rauf, einen Schwapp runter, und pfiff ein Lied, als gerade in diesem Augenblick der Windhund von nebenan auf unsere Laufplanke, die von achtern zum Bug führt, rübertrat. Nach hinten ging er, zu dem Mädchen. In mir stieg die helle Wut hoch. Ich vergaß das Pfeifen und wartete, wie lange der Kerl hinten bliebe. Dauerte eine verdammte Zeit, schien mir. Vielleicht war es interessant, mal zu sehen, wie weit man mit dem Besen zur Laufplanke hinaufreichen konnte, wenn man sich auf die Zehenspitzen reckte. Gerade lief auch unser Bordköter da oben lang, und ich wischte ihm nen Schuß Teer über den Schweif, daß er zusammenschrak und fast über Bord gefallen wäre.

Nach 'ner halben Stunde, aber können auch zwei Stunden oder mehr gewesen sein, kam der andere über die Laufplanke angeschlendert und blieb pfeifend an genau derselben Stelle stehen, wo ich vorhin den Hund mit dem Teerbesen erschreckt hatte. Ich hätte nur raufangen müssen, um ihn am Hosenbein zu erwischen. Weiß nicht, ob ich mich da richtig ausdrücke: eigentlich dachte ich an den Bordhund, aber gleichzeitig kam mir auch das Mädchen in den Sinn. Deswegen stand ich ja hier unten. Sehen konnte ich aber nur nach dem Mann dort oben, und den Besen hielt ich halb in der Luft, vielleicht einen Meter von der Laufplanke entfernt. Gerade da sah der andere zu mir herunter, sah wohl auch den Besen und mich, erschrak und trat einen Schritt zurück —"

„Dammed!" stieß der andere heraus und sprang auf.

Doch der Maschinist sprach schon weiter, nur seine Stimme war eintönig, fast leiernd geworden, als hätte ihm das Sprechen bisher schon zuviel Kraft gekostet. „Im Schlepp liegen die Kähne immer zu je zwei nebeneinander, müssen Sie wissen. Da sie nebeneinandergekoppelt sind, stoßen sie sich während der Fahrt dauernd aneinander — stoßen sich ab, nähern sich wieder, stoßen sich ab. Wenn man dazwischen in die Rinne fällt, wird man zerquetscht Oder man muß tauchen, bis alle Kähne über einen weggefahren sind. Da unser Kahn der erste im Schlepp war und der ganze Zug vier hintereinander fahrende Kahnpaare umfaßte, muß man schon verdammt gut tauchen können, wenn einem nicht schon vorher der Kopf zermahlen wurde . . .

Gesehen hatte es keiner, wie der Mann runterfiel, sonst hätte der Schleppdampfer sofort abgestoppt. Auch gehört hatte man nichts mehr davon. Ein Wetter war, ähnlich wie heute, nur frühlingshafter — —"

Der Sturm pfiff jetzt nur noch in kleinen Stößen um das Haus. In die plötzliche Stille klang die Stimme des Fremden irgendwie bedrohlich, fast knurrend: „Wird ja wohl das Aprilmorgen-Mariechen nicht wert gewesen sein, diesen verfluchten Mord. Hatte ja der halbe Schleppzug ein Verhältnis mit ihr, haha . . ."

Wie von einer unsichtbaren Macht gehoben, die Augen noch voll von der leisen Traurigkeit, die in den letzten Sätzen mitgeklungen hatte, stürzte der Maschinist hoch. Woher konnte der Fremde nur den Namen des Mädchens kennen? Was steckte um alles in der Welt dahinter? Ehe der erschreckte Wirt die beiden trennen konnte, wälzten sich die Männer ineinander verstrickt am Boden. Doch die Faust des Maschinisten saß dem anderen am Hals, daß er nur mühsam, blaurot im Gesicht, ein paar Worte herauspressen konnte, die Fetzen eines Namens vielleicht, wie dem Wirt schien, und es mußte ein ganz besonderer Name sein, denn plötzlich ließ der Maschinist, seltsam fahl geworden, den Griff los, stand wankend auf und mußte sich festhalten, sonst wäre er gestürzt. Noch einmal sah er mit plötzlich verschatteten Augen auf den anderen herab, dann tastete er mit steifen Beinen zur Tür und wankte hinaus.

Unter Entschuldigungen putzte der Wirt dem Fremden den Staub von dem Anzug, begleitete ihn dienernd zum Auto und sah kopfschüttelnd, wie er über die Brücke im Nebel verschwand. Erst am nächsten Morgen, beim Fegen des Zimmers, fand er die zerdrückte Autokappe des Fremden, in deren Futter der Name einer Newyorker Firma eingepreßt war. Darunter stand in Silberbuchstaben der Name des Besitzers, derselbe Klang, der bei dem heftigen Kampf am Tage zuvor gefallen war.

Doch der alte Mann mußte erst sein ganzes Gedächtnis anstrengen, ehe er darauf kam, daß ein Mann gleichen Namens wie der „Fremde" vor mehr als fünfzehn Jahren einmal, hier ganz in der Nähe, von Bord eines fahrenden Schleppzuges gefallen und seitdem verschollen geblieben war.

Die Heimatseite

Wochenbeilage zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

114 April 1936

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung

Orchideen in unserer westfälischen Heimat

Wenn den neuzeitlichen Naturschutzbestrebungen voller Erfolg beschieden sein soll, so ist dafür die Hauptvorbedingung, daß die Kenntnis der zu schützenden und zu pflegenden Dinge weit im Volk verbreitet wird. Einrichtung von Schutzgebieten, Gesetze, weiter das Bestreben von Vereinen und Einzelpersonen werden nichts vermögen, wenn nicht das gesamte Volk darum weiß und mitwirkt. Nur derjenige aber, der durch seine Kenntnis ein persönliches Verhältnis zur Natur gewonnen hat, wird in der Lage sein, mit immerwährender Begeisterung mitzuarbeiten an dem schönen und großen Werk, der Nachwelt das zu erhalten, was in den letzten Jahrzehnten durch die ständig fortschreitende Industrialisierung, durch Geschäftsgeist und Gedankenlosigkeit in die Gefahr der Vernichtung geraten ist. Von jenen Naturwesen, denen die Gefahr des Aussterbens droht, wollen wir eine Familie herausgreifen: die Orchideen. Es ist natürlich im Rahmen eines Aufsatzes nicht möglich, eine erschöpfende Darstellung des Gebietes zu geben; wir wollen vielmehr nur die Aufmerksamkeit darauf hinlenken.

Bei vielen Lesern wird bei dem Worte „Orchideen" die Vorstellung auftauchen, daß es sich dabei um exotische Pflanzen handelt, und manchem sind sie nur aus den Schaufenstern der Blumenläden bekannt. Unsere heimischen Vertreter dieser Pflanzenfamilie sind meist nicht solcher Größe und Farbenprächtigkeit wie jene, haben aber trotzdem starken Reiz für uns und werden vom Kenner und dem Heimatfreund weit mehr geschätzt.

Von den etwas mehr als fünfzig deutschen Arten birgt unser Westfalen achtunddreißig.

Ihre biologischen Eigenschaften machen ihnen die Ausbreitung äußerst schwer. Es nimmt darum nicht wunder, daß diese früher von Sammlern der Heilwirkung ihrer Knolle wegen arg verfolgten Pflanzen stellenweise gänzlich ausgestorben und vielerorts stark im Rückgang begriffen sind. Für den Pflanzenbeobachter sind die Orchideen ein äußerst dankbares Gebiet. Sie belohnen unsere Beschäftigung mit ihnen durch viele Ueberraschungen. Sie fesseln unsere Aufmerksamkeit durch ihre seltsam gestalteten Blüten, ihre geheimnisvolle Art der Ausbreitung, durch die Fähigkeit, unter natürlichen Bedingungen häufig Kreuzungen einzugehen, u. v. a. mehr.

Die Blüten sowohl wie die Gesamterscheinung sind bei den Orchideen außerordentlich vielgestaltig. Von den in zwei Kreisen geordneten Blütenhüllblättern ist häufig nur eins gut ausgebildet, die „Lippe", und diese besitzt zumeist nur allein auffällige Färbung. Der Lippe verdanken viele Arten ihre Namen. Am meisten, wenigstens dem Namen nach, bekannt ist der „Frauenschuh", Cypripedilum calceolus, mit seiner holzschuhartig ausgewölbten Lippe von gelber Färbung. — Insekten sehr ähnlich gestaltet ist die Lippe bei der Fliegen- und ebenso bei der Bienenorchis. Diese Aehnlichkeit ist sowohl der Gestalt wie auch der Farbe nach sehr in die Augen springend. — Zu den besonderen Merkwürdigkeiten gehört auch die Nestorchis, Neottia nidus avis, die ihren Namen nach ihrem nestartigen Wurzelwerk erhalten hat. Diese bis 40 Zentimeter hohe, vielblütige Orchis zeichnet sich dadurch aus, daß sie kein Blattgrün besitzt. Der Stengel, die verkümmerten Blätter und die Blüten sind gelblichbraun gefärbt. Blätter und Blüten etwas dunkler als der Stengel. Wir treffen sie in Buchenwäldern, wo sie aus dem faulenden Laub ihre Nahrung nimmt. Im Standort, in der Nahrungsaufnahme und Färbung steht der Nestorchis der Widerbart, Epipogon aphyllus, sehr nahe. Jedoch ist er wesentlich kleiner und besitzt nur wenige Blüten. Verfasser fand im Sommer 1935 bei Hagen ein Exemplar, daß über dem Boden kaum 10 Zentimeter maß und nur zwei Blüten aufwies. Zu den prächtigsten unserer heimischen Arten gehört das „Rote Waldvöglein", Cephalanthera rubra. Es ist aus diesem Grunde den meisten Gefahren ausgesetzt und gehört zu den seltensten seiner Gattung. Auf einem Standort bei Hagen, der in der Literatur schon oft Erwähnung gefunden hat, fanden sich 1935 nur zwei Exemplare. Davon wurde eins bereits als Knospe von Spaziergängern zertreten und das zweite durch einen Sturm in der Blütezeit geknickt.

Die Blüten bringen überaus zahlreiche Samen hervor. Wie Schmeil angibt, hat man für das Gefleckte Knabenkraut nicht weniger als 180 000 errechnet. Man hat mit diesem Samen viele Versuche unternommen, ihn zum Hervorbringen neuer Pflanzen zu bringen, die in den seltensten Fällen Erfolg hatten. Man konnte das Rätsel der Fehlschläge nicht ergründen.

Die Entwickelung der Orchideenpflanze aus dem Samen gehörte zu den großen Rätseln der Natur wie ehemals die Fortpflanzung des Aales.

Erst wenige Jahre vor dem Weltkriege ist die Lösung gefunden. Bei der riesenhaften Anzahl der Samen ist jeder einzelne unvergleichlich klein und enthält für den Keimling keine Nährstoffe, wie sie sonst in allen Pflanzensamen enthalten sind. Der Keimling selbst ist nur sehr wenig entwickelt und besteht aus einer geringen Zahl Zellen. Er ist also im Laufe seiner Entwicklung sehr bald auf Nahrungsaufnahme angewiesen, die er aber nicht durchführen kann. Er muß bald zugrunde gehen. Einzig wenn er im Boden zufällig mit einer ihm zusprechenden Pilzart zusammentrifft, mit der er eine Lebensgemeinschaft eingehen kann, ist sein Fortkommen gesichert, und eine neue Pflanze kann gedeihen. Bei solchen Zufälligkeiten der Vermehrung aus dem Samen ist es verständlich, daß sie sehr selten zustande kommt. Es kann angenommen werden, daß häufig von den zahllosen Samen nicht einer zur vollen Entwicklung gelangt. Wäre die Familie der Orchideen nur auf die Vermehrung durch Samen angewiesen, würde sie längst ausgestorben sein. Sie hält ihre Bestände, da alle Arten in ihren unterirdischen Teilen Knollen entwickeln. Die Pflanze des Jahres geht aus solcher hervor und gleichzeitig mit der Ausbildung der oberirdischen Teile geht die Neubildung einer Tochterknolle für das nächste Jahr vor sich. Die Verluste durch Vernichtung von Einzelpflanzen sind daher klein und die geringe Samenvermehrung vermag den Ausfall zu ersetzen. Die Knollen sind höchst merkwürdig gestaltet und haben zu allerlei Aberglauben Anlaß gegeben. Hellfarbige Knollen bezeichnete man als Marien- oder Glückshändchen, die dunklen als Satansfinger.

Die Eigenartigkeit der Vermehrung mag auch die Ursache dafür sein, daß manche Arten auf sehr kleine Verbreitungsgebiete beschränkt sind und sonst nirgends vorkommen.

So ist die Art: Nigritella nigra nur an einer Stelle in Baden zu finden. Oertlich beschränkt in ihrem Vorkommen sind die vielfach auftretenden Varietäten. Die Entdeckung solcher bei der Bienenorchis hat eine höchst interessante Geschichte. Darwin hat einmal geäußert, er möchte tausend Jahre leben, um eine abgeänderte Bienenorchis zu sehen. Der Züricher Professor Naegeli hat 1912 solche von ihm als zweifarbige Bienenorchidee beschriebene Abart entdeckt, die in vielen tausend Stücken im Eulachtal vorhanden ist. Seitdem sind vielerorts die mannigfaltigsten Abarten aufgefunden. Das hat Naegeli dazu veranlaßt, eine Mutationsperiode anzunehmen, in die diese Pflanze eingetreten sei. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß früher die Varianten übersehen worden sind; denn Naegeli selbst ist durch eine Sammlung aus dem Jahre 1878 auf die zweifarbige Bienenorchidee aufmerksam geworden.

Wie wir bereits eingangs bemerkten, sind die Orchideen mancherorts sehr selten geworden oder auch völlig verschwunden. Vielleicht sind aber hie und da Standorte übersehen. Intensives Suchen, das sich aber am selben Ort alle Jahre wiederholen muß, da manche Arten in einem Jahr nicht auftreten, um später wieder zu erscheinen, wird vielfach Erfolg haben und bisher unbekannte Fundorte können festgestellt werden. Gelegentlich einer Radfahrt im Münsterland fielen dem Verfasser einige Pflanzen am jenseitigen Ufer des Straßengrabens auf. Beim näheren Zusehen stellten sie sich als die Orchis Platanthera bifolia, Zweiblättrige Kuckucksblume, heraus. An dieser Stelle, zwei Kilometer hinter Herbern an der Straße nach Münster, fanden sich fünf Exemplare, von denen das stärkste vierzig Zentimeter maß.

Die meisten Orchideen lieben Kalkboden und die lohnendsten Standorte liegen darum in den Gebieten anstehenden Kalkes.

Im Sauerland gehört das Gebiet des mitteldevonischen Massenkalkes zu den reichhaltigsten Fundorten. Als einzigster Standort für den Frauenschuh wird in den Veröffentlichungen des Landesmuseums für Naturkunde zu Münster das Gebiet des Hönnetales angegeben. Die Fliegenorchis, Ophrys muscifera, ist in wenigen Stücken bei Hagen gefunden worden. Eine größere Anzahl der Bienenorchis, Ophrys apifera, gedeiht in der Umgebung von Hohenlimburg. Zwischen Hagen und Hohenlimburg trifft man auch den Widerbart und die Nestorchis. Im gleichen Verbreitungsgebiet treten auch zwei Sumpfwurzarten auf. Verfasser fand etwa 15 Stück der Kleinblütigen Sumpfwurz, Epipactis microphylla, im Jahre 1935. Die braunrote Sumpfwurz, Epipactis rubiginosa, ist in weit größerer Zahl vertreten. Die gleiche Art ist in wenigen Stücken am alten Ruhrbett an der Straße zwischen Wetter und Witten anzutreffen. Hier im feuchten Boden gedeiht sie ungleich besser als auf dem Kalk. Die größten Exemplare maßen 60 Zentimeter. Bei der Dürre des Jahres 1935 kam auf dem Kalkboden die braunrote Sumpfwurz nicht gut fort und die meisten Blütenstände verdorrten schon in der Knospe. — Ein weiteres Gebiet für Orchideen ist nach den Veröffentlichungen des Landesmuseums der Ziegenberg bei Höxter a. d. Weser, der auch für sich den Ruhm beanspruchen kann, einzigster Ort in Westfalen zu sein, an dem die Eibe, Taxus baccata, im natürlichen Bestande vorkommt. Im Münsterland kommen vorzugsweise die Orte mit anstehendem Mergel als Standorte in Frage. Bekannt ist die Umgebung von Nienberge bei Münster.

Wir hoffen mit vorstehenden Zeilen einige Freunde der arg bedrängten Pflanzenfamilie der Orchideen gewonnen zu haben und möchten für deren ganz besonderen Schutz werben. Jegliches Sammeln muß unterbleiben und verhindert werden. Dem Pflanzensammler, der für seine wissenschaftliche Privatsammlung sucht, möchten wir empfehlen, statt der Orchideen selber, Lichtbilder von ihnen zu sammeln. Wir glauben, daß eine wohlgelungene Aufnahme mindestens gleiche Freude und vielleicht sicherere Anschauung vermittelt, als die schwer zu präparierenden Pflanzen. Wir halten eine gute Aufnahme für eine zuverlässige Urkunde, die noch dazu den Vorteil hat, daß sie ohne Schädigung der Natur ausgeführt werden kann. Die Beobachter und Freunde der Natur legen mehr Wert auf klare und umfangreiche Feststellung als auf dickleibige Herbarien.

as.

Welche Tiere und Pflanzen stehen unter Schutz?

Aus der Jahresarbeit des Westfälischen Naturschutzvereins

Der Westfälische Verein für Naturkunde u. Naturschutz hielt im Provinzialmuseum für Naturkunde seine diesjährige Hauptversammlung ab. Aus dem vom Vorstande erstatteten Bericht sei u. a. erwähnt, daß die Verhandlungen zur endgültigen Sicherstellung der Naturschutzgebiete Haniteich und Sinniger Moor bei Saerbeck wie auch der Gelmer Heide bei Münster, die von dem Verein bis jetzt auf Grund zeitlich begrenzter Verträge gepflegt wurden, gute Fortschritte gemacht haben und in Kürze mit ihrer dauernden Unterschutzstellung zu rechnen ist. Die Versorgung vor allem der Naturschutzgebiete mit Nistkästen wurde weiter fleißig betrieben. Auch sollen wieder Sommerexkursionen gemacht werden.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles folgten einige Vorträge, und zwar sprach zunächst Dr. Bayer über „Ausgestorbene und aussterbende Tiere in Westfalen". Dabei wurden vom Standpunkte des Naturschutzes aus viele anregende und wertvolle Hinweise über die Zukunftsaufgaben zum Schutze unserer wildlebenden, bedrohten Tierwelt gegeben. An der Hand einer Anzahl von Beispielen zeigte Dr. Beyer, daß selbst gut gemeinte Schutz- und Hegemaßnahmen — z. B. das überreichliche Aushängen von Nistkästen und die damit einsetzende Vermehrung bestimmter Tierarten — vom Standpunkte des Naturschutzes aus abzulehnen seien. Es sei überhaupt schwierig, festzustellen, welches Tier nun besonders schutzbedürftig und schutzwürdig bei uns ist. Für einige größere und bekanntere Arten lasse sich das verhältnismäßig sagen. Grundsätzlich geben die schon nachweislich bei uns ausgestorbenen Tiere hierfür manche wertvolle Hinweise. Es war auch sehr interessant zu hören, daß noch vor verhältnismäßig wenigen Jahren bei uns der Schwarze Storch, der Uhu, der Kolkrabe, auch der Biber und sogar der Wolf gelebt haben. Zu den stark bedrohten Arten gehören besonders viele Moor- und Sumpfvögel, die sich nicht wie etwa der Kiebitz dem neu entstandenen Kulturland haben anpassen können. Besonders schlecht bestellt ist es um viele Arten aus unserer niederen Tierwelt, deren Aussterben meist erst dann erkannt wird, wenn für ihre Erhaltung keine Möglichkeit mehr gegeben ist.

Dann gab Dr Graebner eine Uebersicht über die neuen in der Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 enthaltenen Bestimmungen zum Schutze unserer heimischen Pflanzenwelt. Grundsätzlich neu sei, daß nicht mehr wie bisher nur einzelne gefährdete Pflanzenarten geschützt seien, sondern ganz allgemein jede mißbräuchliche Nutzung wildwachsender Pflanzen, jede böswillige und zwecklose Beschädigung von Stauden wie auch jede übermäßige Entnahme von Blumen und Farnkräutern verboten ist, auch wenn dadurch ein wirtschaftlicher Schade nicht entsteht, es sei denn, daß der Sammler oder sonst Berechtigte einen Ausweis der zuständigen Polizeibehörde besitzt, der das Sammeln bestimmter Pflanzenarten an bestimmten Stellen für den Handel oder für gewerbliche Zwecke gestattet. Wie bisher vollständig geschützt sind beispielsweise einige Farne, die auffälligen Orchideen (Knabenkräuter), Akelei, weiße Seerose, Seidelbast wie auch die meisten Enzianarten. Geschützt sind weiterhin die unterirdischen Teile von Maiglöckchen, Schneeglöckchen und Himmelsschlüsseln, so daß diese Blumen wohl gepflückt, aber nicht ausgegraben werden dürfen. Schließlich darf eine größere Anzahl von Arten, wie Bärlapp, Eibe, Wacholder, Hülle, Schneeglöckchen, Schwertlilie (Leis), die rosa blühenden Knabenkräuter, Gagel, Arnica usw. wohl in geringen Mengen gesammelt, aber unter keinen Umständen in den Handel gebracht werden. Die Bestimmungen über den Verkehr mit Schmuckreisig sind fast unverändert geblieben. Wesentlich neu sind aber folgende Bestimmungen: Nur mit Zustimmung der höheren Naturschutzbehörde ist es erlaubt, fremde oder ausländische Pflanzen in der freien Natur auszusäen oder zu pflanzen. Aus dem Auslande eingeführte oder durch Anbau gewonnene, geschützte Pflanzen dürfen nur gehandelt werden, wenn die polizeiliche Erlaubnis dazu vorgelegt werden kann. Lehrmittel- und Naturalienhandlungen, botanische Tauschstellen usw. müssen in Zukunft über Zu- und Abgang erworbener und veräußerter lebender oder getrockneter geschützter Pflanzen im einzelnen Buch führen. Natürlich sind Ausnahmen vorgesehen.

In Verbindung hiermit berichtete Dr. Beyer über die Verordnung zum Schutze der nicht jagdbaren wildlebenden Tiere. Nachdem bereits alle Tag- und Nacht-Raubvögel, Sumpf- und Wasservögel wie auch die Drosseln dem Schutze des Reichsjagdgesetzes unterstellt worden sind, sind jetzt auch alle einheimischen wildlebenden Vögel wie auch ihre Eier und Nester geschützt, ausgenommen Krähen, Eichelhäher und Elster, Feld- und Haussperling, aber auch diesen darf nur auf ganz bestimmte Art und Weise nachgestellt werden. Sehr wichtig für den Vogelschutz sind noch die Bestimmungen, daß einmal in der freien Natur vom 15. März bis zum 30. September es verboten ist, Hecken, Gebüsche und lebende Zäune zu roden, abzuschneiden oder die Bodendecke abzubrennen oder Rohr- und Schilfbestände zu beseitigen, und zum anderen unbeaufsichtigt umherstolchende Katzen in Verwahr genommen werden dürfen. Der Fang von Stubenvögeln ist besonders geregelt. Der Regierungspräsident kann als höhere Naturschutzbehörde einzelnen Personen einen befristeten Erlaubnisschein zum Fang von bestimmten Vogelarten erteilen. Zur Haltung als Stubenvogel sind einige Körnerfresser freigegeben, u. a. Stieglitz, Dompfaff, Buchfink und einige Weichfresser. Zur Kontrolle muß jeder Stubenvogel mit einem amtlich vorgeschriebenen Fußring versehen werden. Die Schutzbestimmungen für die übrigen nichtjagdbaren, wildlebenden Tiere sind dadurch wesentlich erweitert worden, daß jetzt auch Igel, Spitzmaus (mit Ausnahme der Wasserspitzmaus), ferner sämtliche Kriechtiere (mit Ausnahme der Kreuzotter), Kröten und Unken, Laubfrosch usw. unter Schutz gestellt sind. Wichtig ist auch, daß alle einheimischen Tagfalter (mit Ausnahme der weißflügeligen Weißlingsarten), alle Schwärmer, Ordensbänder und Bärenspinner wie auch alle Rosen- und Goldkäfer nicht mehr gewerblich verarbeitet werden dürfen. Dagegen in der Einzelfang z. B. einiger der vorgenannten geschützten Arten, wie Blindschleiche, Ringelnatter, Zauneidechse, Laubfrosch zur eigenen Haltung erlaubt.

Pflege der Bodenaltertümer in Westfalen

Das soeben erschienene Heft 5 der vom Landesmuseum der Provinz Westfalen und dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens herausgegebenen Zeitschrift „Westfalen" ist diesmal als stattlicher Band herausgekommen und angelegt als der 4. Bericht des Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte und wird daher bei dem so lange vernachlässigten, von unserer nationalsozialistischen Regierung aber besonders eifrig geförderten Interesse für Bodenaltertümer in den weitesten Kreisen unserer Provinz und darüber hinaus sehr starke Beachtung finden, zumal erste Autoritäten auf dem Gebiete der Vor- und Frühgeschichtskunde wertvolle Beiträge geliefert haben, die außer einer Reihe von Skizzen im Text noch durch 21 Tafeln mit Ansichten der wichtigsten Funde selbst und ihrer Fundstellen erläutert werden.

An erster Stelle bringt Dr. phil. et. nat. Otto Ernst (Hannover) eine „vorläufige Mitteilung" über einen „wichtigen neuen Fundplatz der Altsteinzeit in Westfalen" wie auch über „die geologischen und paläontologischen Verhältnisse des Fundplatzes". Es handelt sich hier um das in der Selmer Gemarkung im Kreise Lüdinghausen unweit der Steyer gelegene Sandfeld Ternsche, das gelegentlich der Baggerarbeiten für die Erweiterung des Dortmund-Ems-Kanals durch Schaffung einer zweiten Fahrt durchquert wurde und eine Durchforschung von 700 Meter Länge, 400 Meter Breite und bis zu 15 Meter Tiefe ermöglichte, wobei die Ablagerungen einer eiszeitlichen, etwa 1 Klm. breiten Terrasse der Steyer freigelegt wurden. Einzelheiten über „Die altsteinzeitlichen Funde von Ternsche" bringt dann in eingehenden Darlegungen Dr. phil. Hugo Hoffmann, vor allem unter Behandlung des angefügten Tafelmaterials, und weist dabei nach: 2 Keile, 5 Klingenschaber, 5 Kratzer, 7 Buchtschaber und 36 Artefakte der verschiedensten Art. Von dem gleichen Verfasser folgt dann eine weitere Abhandlung über die Geweihfunde von Babbenhausen im Kreise Minden und ihre wissenschaftliche Auswertung. Einen sehr erheblichen Teil des Heftes nimmt das Gräberfeld von Sölten im Best Recklinghausen ein mit einem Aufsatze von Dr. med. Carl Krumbein (Nordhorn) über „Anthropologische Untersuchungen der Leichenbrände des Gräberfeldes von Sölten" und einer Arbeit über den „Kreisgrabenfriedhof von Sölten" von dem Direktor des Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte, Prof. Dr. August Stieren. Im weiteren schreibt Prof. Dr. Albert Wormstall (Münster) über „Augustische Münzfunde im Raum Westfalen und römische Marschrichtungen" und Dr. Christoph Albrecht (Dortmund) über „Die Grabfunde aus dem Beginn der frühgeschichtlichen Zeit im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Münster", wobei vor allem die Funde aus der Mengeder Heide in Castrop-Rauxel, aus Döhren im Kreise Minden, Epe (Krs. Ahaus), Gronau, Halle, Hiddenhausen, Holsterhausen, Laer (Krs. Steinfurt), Lippholthausen bei Lünen, Mantinghausen (Krs. Büren), Olscheidt (Krs. Herford), Rheda, Stadtlohn, Südlengern (Krs. Herford), Unna, Unterlübbe (Krs. Minden) usw. behandelt werden. In einem Nachtrag befassen sich dann noch Prof. Langewiesche und Dr. Albrecht mit dem „Brandgrubenfriedhof der römischen Kaiserzeit bei Hiddenhausen.

Heimaterde

Von Maria Kahle

Ich habe meine Wurzeln tief geschlagen,
Du Heimatboden, deine Kraft zu spüren,
Antäus gleich soll dich mein Fuß berühren,
Um neugestärkt den Lebenskampf zu wagen.

So fern mich meine Taten auch entführen,
Es bricht ein Rufen auf aus toten Tagen,
Es klagt von Heimat mir ein wirres Fragen,
Und plötzlich steh ich neu vor deinen Türen.

Dann zieht in meine Seele Glanz und Rausch,
Und diese Herbe aus den Ackerschollen
Geb ich für Edens Süße nicht in Tausch.

Du meine Heimat! Deine stille Kraft
Weckt tausend Blüten aus den übervollen
Geheimen Zellen meiner Schöpferschaft.

(Aus „Ruhrland", Volksvereins-Verlag, M. Gladbach.)

Büchertisch

Die Wattenscheider Bruderschaften unter besonderer Berücksichtigung ihrer Mitglieder. Von Fr. Karl Schamberger. (Beiträge zur Wattenscheider Geschichte H. 10). Wattenscheid 1935. Karl Busch. 195 S. mit 3 Kartenskizzen. 2.— RM.

Der besondere Wert dieser Schrift beruht nicht so sehr in der Darstellung des Wesens und der Schicksale der Bruderschaften (Kaland, Liebfrauengilde, Rosenkranzbruderschaften), als in den sorgfältig aufgestellten Mitgliederlisten, die „an Hand urkundlicher Belege personen- und ständegeschichtlich" behandelt sind. Es wird nach Möglichkeit der Nachweis geführt, „wann die in den überlieferten Bruderschaftskodizes eingetragenen Mitglieder gelebt haben, welcher Familie und welchem Stande sie angehörten und an welchem Ort sie gewohnt haben". Dabei wurde auch „eine genealogische Einreihung in das Geschlecht, dem sie angehören, versucht". Die aufgewandte Mühe hat sich gelohnt; denn auf diese Weise gelang es dem Verfasser, der Stände- und Familiengeschichte des Wattenscheider Dekanates bis ins einzelne nachzugehen und der Familienforschung wertvollen Quellenstoff bereit zu stellen. Ein ausführliches Orts- und Personenverzeichnis erleichtert die Benutzung.

Zum Westfalentag in Soest 1936

Berühmte Westfalen, die nicht jeder kennt

Von A. H. Blesken

Westphalia terra est non vinifera, sed virifera

d. h. Westfalen ist kein Rebenland, sondern ein Reckenland.

Werner Rolevinck (1425—1502.)

Wir sprachen davon, wie fein der Führer bei Namensverleihungen immer anknüpfe an bedeutende Personen der Vergangenheit, seien es nun Helden des großen Krieges oder solche der Bewegung. Noch jüngst hatte eine Fliegereinheit den Namen Horst Wessel bekommen, und das neue U-Boot „U 9" hält das Andenken an einen der kühnsten Helden zur See, an Otto Weddigen, wach. Was uns dabei mit besonderem Stolze erfüllt: Beide Männer waren westfälische Landsleute! Und nun war gleichsam das Stichwort gefallen: Berühmte Westfalen. Was hat denn dieser „verschriene Strich" an großen Persönlichkeiten aufzuweisen? Da kam die Rede auf Hermann, den Cherusker und den Sachsenherzog Widukind, auf die drei Großen: Stein, Vincke und Harkort; da fiel der Name von Deutschlands größter Dichterin, Annette Droste-Hülshoff; da gedachte man des Vorbildes in den Werken christlicher Nächstenliebe, des Vaters Bodelschwingh. Das sind ja nun Namen, deren Bekanntschaft man im großen und ganzen voraussetzen darf. Aber ist denn mit ihnen die Reihe berühmter Westfalen — kaum angefangen — schon beendet? Ach nein; nur muß man jetzt eine andere Frage stellen, so wie man sie häufig an bestimmten Stellen der Tageszeitungen findet: Wußten Sie das schon? Also: Wußten Sie schon, daß unser in der letzten Zeit so viel genannter Botschafter von Ribbentrop einer westfälischen Familie entstammt? (Uns wurde das gesagt.) Wußten Sie schon, daß der Ururgroßvater von Hermann Göring 18 Jahre Kriegs- und Domänenrat in der Grafschaft Mark war, daß er sich als solcher mit Eifer und Zähigkeit für die Anlage von Fabriken bei Friedrich dem Großen einsetzte, und daß er in der reformierten Kirche zu Hagen begraben liegt? Wußten Sie schon, daß der Vorsitzende des Reichskirchenausschusses der evangelischen Kirche Deutschlands, Generalsuperintendent D Zoellner, aus der westfälischen Stadt Gütersloh stammt? Wußten Sie schon — aber wir wollen Ordnung in die Dinge hineinbringen und für eine Anzahl von Westfalen ihre Größe und Bedeutung kurz aufzeigen. Die Namen sind vielleicht hie und da bekannt, weniger aber die Tatsache, daß es sich um unsere Landsleute handelt. Auf Vollständigkeit kann die Darstellung schon des begrenzten Raumes wegen ganz und gar keinen Anspruch machen. Wer mehr wissen will, soll zu den am Schluß angegebenen Werken greifen. Und nun mag die große Vergangenheit lebendig werden.

Wer hätte nicht vom Deutschen Ritterorden gehört und wer wüßte nicht von seinen gewaltigen Leistungen auf dem Gebiete der Kolonisation und Kultivierung des deutschen Ostens? Wohl der bedeutendste Heermeister des Deutschen Ritterordens ist Wolter von Plettenberg, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, der sich fern von der Heimat ein Aufgabengebiet suchte für die Ausbreitung deutscher Kultur und Gesittung gegen russische Barbarei. Seine Heldentaten in den Schlachten bei Maholm und Pleskau gegen eine zehnfache Uebermacht können nur verglichen werden mit den Kämpfen der Spartaner gegen die Perser. Und dann wurde Ordnung geschaffen in dem durch jahrelange innere Kämpfe verwüsteten Livland; es wurde durch eine weise Verwaltung und Pflege des Rechtes dafür Sorge getragen, daß die Untertanen auch zum Genuß des Friedens kamen. Wahrlich, wenn König Ludwig von Bayern Wolter von Plettenberg gewürdigt hat, sein Bildnis unter die verhältnismäßig wenigen der Walhalla aufzunehmen, dann ist das eine verdiente Ehrung dieses tapferen und weisen Sprößlings eines alten westfälischen Adelsgeschlechtes, dessen Stammsitz im Herzen der Heimat, in der Soester Börde, gelegen hat.

Nicht gar zu weit vom Stammhause Wolter von Plettenbergs liegt die Ortschaft Balkfen, die sich schon in ihrem Namen kundgibt als die Heimat jenes anderen Heermeisters, Hermann von Balk, unter dessen Führung etwa um 1230 die ersten Scharen der Deutschherren in jene Gebiete des Ostens einzogen, die später den Ordensstaat Preußen bildeten. Der Eroberungskrieg beginnt mit einer derart planmäßigen Energie und mit einem militärisch-politischen Scharfblick, daß dadurch heute noch die Bewunderung der Kenner und Fachmänner erweckt wird. Ueberall im neubesetzten Gebiet werden Burgen gegründet, um die sich vielfach volkreiche Städte entwickeln. Eine solche Gründung Hermann von Balks ist die Stadt Thorn.

Es ist noch ein dritter Westfale zu erwähnen, der in der Geschichte des Deutschen Ritterordens eine bedeutsame Rolle spielt, nämlich Gotthard von Ketteler, der Angehörige eines Adelsgeschlechtes im Arnsbergischen. Unter sehr schwierigen Verhältnissen übernahm er die Nachfolgerschaft Wilhelms von Fürstenberg, auch eines Westfalen, in Livland. Man braucht nur daran zu erinnern, daß es die Zeit der Einfälle Iwans des Schrecklichen ins Baltenland war und daß man zu deren Abwehr kaum Hilfe vom geschwächten deutschen Reiche erwarten konnte. Dänemark und Schweden bedrohten ebenfalls das Ordensland, und Polen ließ sich seine Freundschaft dadurch teuer bezahlen, daß das Gebiet des Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum verwandelt wurde, das nicht nur bloß 1/5 des früheren Gebietes umfaßte, sondern auch ein Lehnsstaat Polens werden mußte. Trotz aller aufgezeigten Schwierigkeiten hat es Gotthard von Ketteler doch als erster Herzog von Kurland verstanden, auf allen Gebieten mit Mut und Ausdauer, mit Weisheit und Gerechtigkeit für des Landes Wohlergehen zu sorgen, so daß sein Andenken in hohen Ehren blieb. Bis ins fünfte Glied setzte sich die Herzogswürde in seiner Familie fort; 1711 starb sie aus.

Nun zu einem anderen Kriegshelden. Reichlich ein Dutzend Jahre nach dem Tode Gotthards von Ketteler wird auf einem Bauernhofe des alten Delbrücker Ländchens Johann Sporck geboren, der es vom Bauernjungen zum kaiserlichen Feldmarschall und deutschen Reichsgrafen gebracht hat. Wenn nun auch diese Laufbahn nicht einzigartig dasteht, als von dem brandenburgischen Marschall Derfflinger erzählt wird, daß die Elle des Schneidergesellen die Vorgängerin seines Degens gewesen sei, so kann Sporcks Lebensgang nicht gerade ein alltäglicher genannt werden. Damit auch die Romantik nicht fehlt, wird erzählt, daß er wegen einer unglücklichen Liebe der Werbetrommel gefolgt sei. Aus dem Bauernjungen wird in den unzähligen Schlachten des 30jährigen Krieges ein tollkühner Reiter, der in rascher Folge die militärische Stufenleiter hinaufklimmt. Auch nach dem Frieden von Münster und Osnabrück braucht er den Degen nicht in die Scheide zu stecken, denn nun droht dem Reiche eine andere Gefahr: die hereinbrechenden Türken. Entscheidend wird ihre vielfache Uebermacht in der Schlacht bei St. Gotthard a. d. Raab geschlagen. Aus der Schlacht wird vom General Sporck auch jenes berühmte Gebet erzählt (andere wissen es auch vom alten Dessauer zu berichten). Mitten im Schlachtgetümmel steigt der Held vom Pferde, fällt auf die Knie und betet: „Allmächtiger Generalissimus dort oben! Wenn du heute deinen christlichen Kindern nicht helfen willst, dann stehe wenigstens den verdammten Türkenhunden nicht bei, dann wollen wir schon mit ihnen fertig werden!" Noch eine andere sehr bezeichnende Anekdote wird von Sporck erzählt. Als er Graf geworden war, unterzeichnete er alle Schriftstücke mit „Sporck Graf". Als man ihm sagte, das müsse „Graf Sporck" heißen, gab er die charakteristische Antwort: „Eck was ähr Sporck as Graof!" Prachtvoll, daß er auch seine plattdeutsche Mundart nicht vergessen hatte. Davon noch ein köstliches Geschichtchen, das die Ausführungen über ihn beschließen mag: In seinem hohen Alter ist er noch einmal auf den väterlichen Hof zurückgekehrt. Bei der Gelegenheit hat er auch seine Jugendliebe wiedergesehen, die nun ein vom Alter gebücktes Weiblein geworden war. Zwischen beiden sollen dann die denkwürdigen Worte gefallen sein: „Joo, Christine, weke hä dat gedacht!" — „Joo, Johann, weke hä dat gedacht!"

Sieben Jahre nach dem Tode des Reichsgrafen von Sporck wird dem Bochumer Pfarrer Ostermann ein Sohn, Heinrich Johann Friedrich geboren, der im Alter von 15 Jahren zum Studium der Theologie nach Jena kam, von wo er aber schon sehr bald als Privatsekretär eines Admirals nach Rußland geht, wo sein Bruder als Hauslehrer am Zarenhofe tätig war. Der junge Ostermann wird Peter dem Großen empfohlen und erlebt infolge seiner diplomatischen Geschicklichkeit und seiner Klugheit, die auch aus den verworrensten Situationen immer wieder Auswege finden, einen gerade nicht häufig vorkommenden schnellen Aufstieg, der ihn bis zum Vizekanzler des russischen Reiches bringt. Ebenso tief aber war auch sein Fall, der ihn nach dem Tode Peters des Großen traf und der ihn durch Neid und Mißgunst auf den verhaßten Ausländer auf das Schafott brachte. Zwar wurde er im letzten Augenblick begnadigt; aber der ausgestandene Schrecken war derart groß, daß er sich von ihm nie wieder erholt hat. Fünf Jahre nach seinem Falle starb er in der Verbannung.

Alle die bis dahin geschilderten Männer hatten wohl mehr oder weniger einen Tropfen Abenteurerblut in den Adern. Sie erreichten aber doch in dieser Hinsicht nicht jenen Baron Theodor von Neuhoff aus dem Hause Pungelscheidt bei Werdohl. Dieser Mann, ausgestattet mit glänzenden Geistesgaben, war in spanischen und französischen Diensten gewesen und kam auf seinen Reisen auch nach der Insel Korsika, als deren Bewohner von den Genuesen gerade hart bedrängt wurden. Es ist nicht so ganz unverständlich, daß die so leicht begeisterten Südländer den Baron Theodor von Neuhoff in aller Form zum Könige krönten, ihn aber auch nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder fallen ließen, als es sich darum handelte, sich mit dem mächtigen Frankreich auszusöhnen. Die letzten Lebensjahre des Königs ohne Land sind düster, denn seine zahlreichen Gläubiger brachten es dahin, daß er in London in den Schuldturm geworfen wurde, den er erst nach 6 Jahren verließ, nachdem er den Gläubigern seine ganze Habe, einschließlich des Königreichs Korsika verpfändet hatte. In dem Hause eines Schneiders ist er dann gestorben. Sic transit gloria mundi!

Nun wollen wir uns zwei helleren Bildern zuwenden. Es brauchen auch nicht immer bedeutende Staatsmänner und große Kriegshelden zu sein, mit denen wir uns beschäftigen. Nicht wahr, den großen und kleinen Brockhaus kennen wir alle und wissen auch, daß sie von der weltbekannten Firma F. A. Brockhaus in Leipzig ihren Namen haben. Wer aber weiß, daß dessen Begründer, Friedrich Arnold Brockhaus, ein geborener Dortmunder ist? Er wurde von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt, verließ aber bald die engen heimischen Verhältnisse, da ihn sein lebhafter Geist nach umfangreicherer Betätigung trieb. Im Jahre 1811 hat er in Altenburg das „Konversations-Lexikon" angekauft und es derart geschickt umgearbeitet, daß die ersten Bände schon wieder in neuen Auflagen erscheinen mußten, als die letzten noch gar nicht fertig waren. Später wurde das Geschäft nach Leipzig verlegt, das sich schon damals anschickte, Hauptsitz des deutschen Buchhandels zu werden. Welch eine gewaltige Entwicklung sein Geschäft nehmen sollte, das konnte F. A. Brockhaus noch nicht im entferntesten ahnen, zumal er schon im 7. Jahre seiner Leipziger Tätigkeit starb.

Noch ein anderes heute weithin bekanntes Unternehmen ist aus so kleinen Anfängen hervorgegangen, nämlich die Firma F. Sönnecken in Bonn. Der Begründer des Hauses, Friedrich Sönnecken, wurde im Sturmjahre 1848 in einem Dörfchen bei Iserlohn geboren, wo der Vater kleine Eisenwaren herstellte. Der begabte Knabe sollte zuerst Theologie studieren, kam dann aber in die Kaufmannslehre. Durch Erfindung der Rundschrift und alles dessen, was dazu gehört, war sein Glück gemacht. Heute stellen weitläufige Fabriken in Bonn tausenderlei Dinge her, ohne die in Schulen und Büros kaum noch gearbeitet werden könnte.

Aber der Raum wird knapp, und aus der Fülle der noch nicht erwähnten Namen mögen nur noch einige in aller Kürze hervorgehoben werden, und zwar zunächst noch einige Staatsmänner. Der mächtige Minister des ersten Preußenkönigs, Eberhard von Dankelmann, entstammt einer westfälischen Familie. Sein Aufstieg und Fall erinnern in mancher Hinsicht an den oben erwähnten russischen Kanzler Ostermann, wenn bei Dankelmann die Verhältnisse auch milder lagen. Der erste Oberpräsident der im Jahre 1866 neu gebildeten Provinz Hessen-Nassau, Eduard von Moeller, wurde in der alten Bischofsstadt Minden geboren. Im Jahre 1871 wurde er auch erster Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Sein Namensvetter, Theodor von Moeller aus Brackwede, bekannt als der „lange Moeller", war 4 Jahre preußischer Handelsminister. Einer seiner Vorgänger auf diesem Posten, Heinrich von Achenbach, entstammte dem Siegerlande. Auch der Vater des Gründers von Bethel, Ernst von Bodelschwingh, war preußischer Minister. Als blutjunger Leutnant macht er die Freiheitskriege mit und wird schwer verwundet. Unwillkürlich werden wir dadurch an Fritz Harkort erinnert. Der Bruder, Carl v. B., war ebenfalls preußischer Minister.

Nun mögen noch die beiden großen westfälischen Bauernführer genannt werden: Freiherr von Schorlemer-Alst und Freiherr von Kerckerinck zur Borg, letzterer auch als Mitbegründer und langjähriger Führer des Westfälischen Heimatbundes.

Zwei Große im Dienste werktätiger Nächstenliebe mögen den Beschluß bilden. Die im Jahre 1835 getätigte Gründung des „Rauhen Hauses" bei Hamburg pflegt man wohl als den Beginn der Inneren Mission anzusehen. Aber schon fast 20 Jahre vorher hatte ein westfälischer Edelmann, Graf Adelbert von der Recke von Volmestein das Rettungshaus Overdyk bei Bochum aufgetan. Bei Volmarstein fällt uns aber auch der Name des Krüppelpfarrers Franz Arndt ein, dessen Gründungen sich zu einer eigenen Kirchengemeinde von fast 1000 Seelen entwickelt haben. Mit dem Schlußwort seiner Lebensbeschreibung wollen auch wir unsere Ausführungen beschließen:

Das Wort ist wie im Meer der Pfad;
Viel tiefre Wegspur läßt die Tat.

Quellen: Westfälische Lebensbilder, 4 Bände (Aschendorff-Münster). — W. Uhlmann-Birterheide, Männer und Helden der roten Erde. — Karl Prümer, Westfälische Charakterbilder. — Johanna Arndt, Franz Arndt, der Krüppelpfarrer von Volmarstein.

Westfälische Städtebilder . . .

Münster i. W.

Bild rechts:
Blick auf den Dom

Bild unten:
Ludgerikirche





Man hat Münster auch wohl eine Gartenstadt genannt und nicht mit Unrecht. Selbst in der Altstadt lugen zwischen hohen Häusern grüne Bäume hervor, in den neueren Stadtteilen sieht man Gärten und sogar große Gärtnereien. Einzig in ihrer Art ist die auf den einstigen Festungswällen angelegte Promenade mit wohlgepflegten Anlagen.

So darf sich Münster stolz eine der schönsten Städte Westfalens nennen, seine vielen Vorzüge geben wohl die Berechtigung dazu. Münster ist die Stadt der Kirchen. Man kann hier herrliche Bauten der Romantik, Gotik und des Barock bewundern.

Unser Bild zeigt uns die Ludgerikirche und einen Blick durch eine der engen, winkeligen Straßen Altmünsters auf den Dom. Der Dom entstand in der romantischen Stilepoche massig und schwer wie eine Burg Gottes. Die Ludgerikirche begann man in romantischer Bauweise. Da Kirchenbauten sich früher meist über Jahrzehnte erstreckten, dauerte der Bau bis in die gotische Zeit. Ganz vollendet wurde er nie, und dem Glockenturm fehlt daher auch die Spitze. Dafür ziert ihn um so prächtiger eine Krone mit hohen Spitzbogenfenstern und feingliedrigem gotischen Maßwerk. Die Ludgerikirche wurde 1170 erbaut, und nach einem Brande 1383 wurde sie im gotischen Stil erweitert, besonders durch ein schönes Chor und den eigenartigen achteckigen Turm mit fialengeschmückter Galerie.

Bilder von Jos. Oehle

Wissen aus aller Welt

Die Sonne - die Schwester der Planeten?

Rätsel über das Entstehen der Erde / Ein immer noch nicht gelöstes Problem / Die Mathematik steht überall im Wege

Von Eberhard Göschen

Die Frage nach der Entstehung der Erde hat die Menschen von jeher beschäftigt. Lange bewegte man sich in dieser Hinsicht in mystischen und meist willkürlichen Vorstellungen, von einer streng wissenschaftlichen Erklärung konnte aber erst gesprochen werden, als man einen näheren Einblick in die Zusammensetzung und die Bewegungen des Sonnensystems gewonnen hatte. Wo wir heute wissen, daß unsere Erde nur ein Planet unter vielen anderen ist, ergibt sich ohne weiteres, daß die Entstehung der Erde nur einen kleinen Abschnitt in dem viel größeren Vorgang, der Entstehung unseres Sonnensystems, bildet.

Ehe man darüber eine Hypothese aufstellen kann, muß man sich über die Eigenheiten und Gesetze des Planetensystems klar sein. Stellen wir uns vor, wir könnten das Sonnensystem von einem außerhalb gelegenen Standpunkt aus betrachten, dann würde uns zweierlei auffallen: das System ist flach, und fast alle Bewegungen vollziehen sich in derselben Richtung. Das gilt von den großen Planeten, die alle in nahezu derselben Ebene sich bewegen, mit Ausnahme des Uranus, bei dessen Entstehung irgendwie etwas Ungewöhnliches vorgefallen zu sein scheint; es gilt ferner von den etwa 1300 Planetoiden, die in derselben Richtung laufen, und von 18 der 22 Trabanten der Planeten.

Das alles kann natürlich kein Zufall sein; wie sich ganz deutlich erkennen läßt, ist unser Sonnensystem nicht, wie man wohl behauptet hat, dadurch entstanden, daß unser Zentralgestirn hier und da im Weltenraum Stoffteilchen eingefangen und zu Planeten gemacht hat. Das System muß vielmehr durch dieselbe Ursache entstanden sein.

Der erste Versuch, die Entstehung des Sonnensystems wissenschaftlich zu erklären, geht auf den französischen Astronomen Buffon im 18. Jahrhundert zurück. Dieser stellte sich die Sache so vor, daß die Sonne mit einem Kometen, — den er sich aber als einen massiven Körper dachte — zusammengestoßen sei und daß man in den Planeten die bei dieser Katastrophe abgesplitterten Teile zu erblicken habe.

Anfangs fand diese Auffassung wenig Anhänger; erst etwa ein Jahrhundert später kam man darauf zurück, vor allem, als bald nach Buffon Kant und Laplace ihre berühmte Nebelhypothese aufstellten. Diese besagt in Kürze, daß unser ganzes Sonnensystem aus einer riesigen Nebelmasse hervorgegangen ist, die ursprünglich ganz außerordentlich fein verteilt und kugelförmig war und sich langsam in dem Raume drehte. Mit der Zeit muß eine solche Nebelmasse allmählich einschrumpfen, sich dabei schneller drehen und an den Polen abplatten. Dieser Vorgang setzt sich langsam aber sicher fort, bis die Gaskugel schließlich so schnell rotiert, daß sie um den Aequator instabil wird und einen Ring abwirft. Innerhalb desselben zieht sich die Gaskugel weiter zusammen, während der Ring seinerseits zu einem kleinen, kugelförmigen Körper einschrumpft: ein Planet ist entstanden. Dies kann sich einige Male wiederholen und so ein Planetensystem sich bilden.

Lange hat diese Theorie in astronomischen Kreisen Geltung gehabt, bis sie um das Ende des neunzehnten Jahrhunderts einer strengen mathematischen Nachprüfung unterzogen wurde. Da stellte es sich denn plötzlich heraus, daß nach den modernen Auffassungen der Physik eine sich drehende Gasmasse unmöglich einen derartigen Ring abwerfen kann und daß zweitens, hätte es wirklich je einen solchen Ring gegeben, er auseinander geplatzt, aber nicht zu einem Planeten geworden wäre. Endlich hätte dann ja auch eine sich s c h n e l l drehende Sonne übrig bleiben müssen, während unser Zentralgestirn nur ein kleines Drehungsmoment aufweist.

Die Laplacesche Lehre war damit erledigt. Man mußte nach etwas anderem suchen und kam wieder auf Buffon zurück, wenn auch in anderer Form. An Stelle des von ihm angenommenen Kometen glaubte man nunmehr an einen Fixstern, der mit der Sonne zusammengeraten sei, und es schälten sich aus der anfangs großen Fülle der Ansichten dann schließlich zwei Theorien heraus: die Gezeitenlehre von Jeans und die Kollisionstheorie von Jeffreys. Gegen beide Forscher wird eingewandt, zwischen den einzelnen Sternen seien die Entfernungen so ungeheuer groß, daß vielleicht nur einmal im Laufe von einer Milliarde Jahren zwei Himmelskörper einander weit genug sich nähern, um eine Gezeitenwirkung aufeinander auszuüben, daß aber Zusammenstöße noch weitaus seltener sein müssen.

Immerhin würde dies nicht genügen, um die Richtigkeit der Auffassungen des englischen und amerikanischen Astronomen, die in ihren Ländern eine führende Rolle spielen, ohne weiteres zu bestreiten. Aber es spricht noch anderes gegen sie. Nach Jeans soll es möglich sein, daß ein anderer Stern sich der Sonne so weit genähert hat, daß in deren äußeren Schichten eine Flutwelle entstand, die, ähnlich wie die Wellen der Brandung an der Meeresküste, sich überschlug und zerbrach.

Auf den ersten Blick scheint das einleuchtend, eingehende mathematische Berechnungen führen aber zu allerlei Schwierigkeiten. Wenn zwei Sterne in so hohem Maße einander nahekommen, dann muß infolge ihrer gegenseitigen Anziehungskraft die Geschwindigkeit, mit der sie aneinander vorbeigehen, geradezu ins Riesenhafte wachsen, auf Hunderte von Kilometern in der Sekunde. In wenigen Stunden wäre alles vorüber, während die Gezeitenwirkung nur langsam erfolgt und viel Zeit erfordert. Um eine Flutwelle von genügender Größe zu erreichen, ist es erforderlich, daß der vorüberziehende Stern eine große Dichte aufweist, eine gestreckte Bahn besitzt und — da nach Jeans kein Zusammenstoß erfolgen soll — von kleinem Umfang, aber großer Dichte ist. Nun kennen wir wohl Sterne von großer Masse, aber die haben stets eine geringe Dichte; wir kennen auch solche mit großer Dichte, aber die haben nur eine kleine Masse. Ein Stern, der mit großer Masse auch hohe Dichte verbindet, besteht, so viel wir wissen nicht.

Es bleibt also nur die Kollisionstheorie von Jeffreys, nach der zwei Sterne tatsächlich zusammenstoßen. Wie es dabei zugeht, wissen wir mit ziemlicher Sicherheit auf Grund der Gasgesetze: beide Himmelskörper verhalten sich wie zwei Wassertropfen. So drücken hier die Gasmassen bei ihrer Annäherung sich ineinander und schieben sich aneinander entlang. Dabei werden große Stücke losgerissen, die eine Zeitlang zwischen den beiden Gaskugeln schweben, dann aber in zahllose Stücke zerfallen, aus denen dann die Planeten werden.

Läßt sich diese Theorie nun mathematisch begründen? Wenn die beiden Sterne einander mit ihren dünnen Atmosphären nur flüchtig streifen, so geschieht nichts von Bedeutung; rennen sie aber gerade aufeinander los, so bleibt von beiden wohl nur wenig übrig. Berühren sie sich jedoch nicht zu heftig, so wird entweder angesichts ihrer hohen Geschwindigkeit von mehr als 1000 Sekundenkilometer keine Zeit zur Bildung eines Planetensystems sein oder — falls doch genügend Materie abgelöst würde — die daraus sich bildenden Planeten müßten sich so schnell um sich selbst drehen, daß sie in Kürze auseinanderspränge.

Auch diese dritte Theorie hält, wie wir sehen, der mathematischen Prüfung nicht stand. Es bleibt uns nur die Vermutung, daß nicht die Planeten a u s der Sonne entstanden sind, sondern m i t d i e s e r g l e i c h z e i t i g gebildet wurden, wohl bei der Entwicklung eines Spiralnebels. Die Sonne wäre demnach sozusagen nicht die Mutter, sondern die Schwester der Wandelsterne.

Urdeutschland

Von den sechshundert deutschen Naturschutzgebieten

In unserem eingeengten Vaterland, in dem fast jeder freie Fleck von den sich drängenden Menschen ausgenutzt werden muß für ihren Lebensunterhalt, ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine Gefahr drohender geworden, die uns heute mit Schrecken und Bangen vor Augen steht: daß eines Tages unser kleiner Raum so rationalisiert und durch Technik und Wirtschaft unterworfen ist, daß die lebendige, freie, ursprüngliche Natur im eigenen Lande nicht mehr zu uns sprechen kann. Die Folgen wären bejammernswert: Echtheit, Großzügigkeit, unbefangenes natürliches Wesen würden ersticken an Atemnot, hätten kein Vorbild und keine Zuflucht mehr, und dem Naturtrieb des Großstädters, dem Wandertrieb der Jugend wäre das beste Ziel und jedes Tätigkeitsfeld genommen. Eine Summe von Schrebergärten und Fabrikschloten wäre das Ende.

Noch ist es nicht so weit. Man hat die Gefahr erkannt, und die Bedeutung der Natur für unser Volksleben ist allmählich ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Aber es war nötig, von der Erkenntnis zur Tat überzugehen, um die Sünden der Vergangenheit wieder gut zu machen und neues Unheil in der Zukunft planmäßig zu verhüten. Die abgeholzten, verödeten Gebirge südlicher Länder stehen uns warnend vor Augen, und die Naturliebe des deutschen Volkes ist ein helfender Bundesgenosse bei dem vornehmen Ziel.

Mit besonderer Folgerichtigkeit hat vor allem die N a t u r s c h u t z b e w e g u n g vor einem Vierteljahrhundert damit begonnen, durch die Schaffung von Schutzgebieten unsere größten Schätze zu bewahren und vor der Zerstörung zu retten; war auch zunächst eine wissenschaftliche Zielsetzung dabei führend, so ist doch bald der Dienst am ganzen Volk der große Leitgedanke der Bewegung geworden. Die Naturschutzgebiete sind sozusagen unsere letzten Paradiese; nicht eine künstliche Konservierung von veraltetem Gut oder eine angekränkelte Schwärmerei für überholte Stimmungswerte hat zur Schaffung dieser unantastbaren Erdenflecke geführt, die ja keine Museen der Natur sein wollen, sondern der Wille, uns ein Stückchen Freiheit und Schönheit zu erhalten, die wir nötig haben wie das tägliche Brot.

Eine Uebersicht ergibt, daß wir, die großen und die kleinen zusammengerechnet, heute an die 6 0 0 s o l c h e r N a t u r s c h u t z g e b i e t e auf dem Boden unseres Reiches haben.

Sie bedecken im Ganzen etwa 2 5 0 0 Q u a d r a t m e t e r oder e i n e M i l l i o n M o r g e n L a n d, etwa so viel wie die Gesamtfläche des Freistaats Danzig. Aber unter diesen 600 sind nur etwa 10, die größere Landgebiete umfassen; es ist ein Teil der Lüneburger Heide, das Riesen- und Isergebirge, die Schorfheide in der Uckermark, die Rominter Heide in Ostpreußen, das Elchschongebiet an der Memel, das Wildschongebiet Affoldern in Hessen-Nassau und das Siebengebirge am Rhein. Dazu kommen noch drei größere Schutzgebiete in den Alpen: die Ammergauer Berge, das Königsseegebiet und das Karwendelgebirge. Es gibt einen Vergleichsmaßstab, wenn man erfährt, daß die Gesamtfläche unserer Naturschutzgebiete 1/200 von unserem Reichsgebiet und noch nicht ein Drittel von der Fläche des einen berühmten Yellowstonepark in Kalifornien ausmacht, der dort gleichfalls unter staatlichem Schutze steht.

Es wird wenig Menschen bei uns geben, die von diesen Dingen mehr wissen als das Allgemeinste; und doch geht es alle an, weil es allen zu nutze kommt und für sie getan wird. Mit um so größerer Dankbarkeit sprechen wir deshalb von einem neuen in Lieferungen erscheinenden Werk, das uns, geschmückt mit einer Menge wunderbarer Bilder, zum ersten Mal die deutschen Naturschutzgebiete in ihrer ganzen meist noch so unbekannten Schönheit schildert und vor Augen führt. Es führt den bezeichnenden Titel „U r d e u t s c h l a n d" und ist verfaßt von dem Führer der Naturschutzbewegung und Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, P r o f e s s o r W a l t h e r S c h o e n i c h e n (Verlag Neumann-Neudamm). Der erste Band ist abgeschlossen, vom zweiten liegen die ersten Lieferungen vor. Nie ist das Buch eines Professors weniger langweilig gewesen als dieses; es erschließt dem Auge und dem Sinn eine Fülle von übersehenen Wundern und erzählt lebhaft, anschaulich und mit großer Wärme. Die Erdgeschichte fängt an zu sprechen, Pflanzen und Tiere entfalten ihr besonderes Leben, und die ganze Schöpfung in unserem Vaterlande wird uns lebendig.

Der erste Teil des Werkes schildert die erdgeschichtlichen Naturschutzgebiete. Es ist erstaunlich, wie viel urtümliche Naturformen in unserem Land vorhanden sind, von denen wir bisher so gut wie nichts gewußt haben. Die Vulkanberge und -seen der Eifel, das vulkanische, sagenberühmte Siebengebirge, die Feuerberge der Gaue zwischen Rhein und Thüringer Wald, in Sachsen und Schlesien kommen alle in ausführlicher Darstellung zu ihrem Recht: der Hohentwiel in Schwaben und die vulkanischen Kuppen der Schwäbischen Alb finden ihre Würdigung. Es folgen die Schutzgebiete im Hochgebirge, die ganze Schönheit des Berchtesgadener Landes, des Karwendels und der Ammergauer Berge, auch der benachbarten Hohen Tauern kommt zur Geltung. In einem dritten Abschnitt folgen die Zeugen der Eiszeit; die riesigen Steinblöcke in Pommern, der Mark, und der Lüneburger Heide, der Galtgarben und Samland, die Wallberge in Schleswig-Holstein und Pommern, die Moraenenzüge, die merkwürdigen Rumeln des Fläming, das Gleißental bei München, der Gjeser in der Lausitz und endlich die gewaltigen Kare des Riesengebirges, die Karseen im Böhmerwald und die verträumten Seen im Schwarzwald. Von besonders malerischem Reiz sind die Steilküstenschutzgebiete, im Samland, auf Rügen und auf Sylt. Dann die Dünenlandschaften der Meeresküste, die Kurische Nehrung, die Lebanehrung in Hinterpommern, die Dünen von Sylt. Von ganz anderer Eigenart sind die Felsenmeere im Fichtelgebirge, im Odenwald, im Harz und im Bayerisch-Böhmischen Wald, die einzelnen Steinklippen und die großartigen Sandsteinverwitterungen der Sächsischen und der Löwenberger Schweiz. Die Schluchten und Gründe des Harz und des Riesengebirges, die Schutzgebiete in Kalk- und Gipsgebirgen — es ist ein Reichtum sondergleichen, der sich in der verschiedenartigsten Weise vor uns auftut.

Im zweiten Bande werden die pflanzen- und tierkundlichen Naturschutzgebiete besprochen, erschienen sind bis jetzt die Lieferungen über die Urwaldlandschaften. Es ist uns ein seltsamer Gedanke, bei uns von Urwäldern zu sprechen; aber Schoenichen zeigt uns, daß auf dem Brocken, im Böhmerwald und in den Glatzer Bergen Schlesiens mit gutem Recht davon die Rede sein kann. Es sollen weiter noch die Naturwälder, die Hochmoore und Heiden neben vielen anderen Pflanzengebieten geschildert werden, dann die Freistätten für die Tierwelt, für Vogel und Biber, Wisente und Elche und was es sonst alles gibt. — Wir haben den Inhalt ausführlich aufgezählt, um zu zeigen, wie überraschend vielseitig durch alle deutschen Landschaften diese Naturschutzgebiete sich hinziehen, und wie viel des unbekannten Schönen sie jedem noch zu geben haben.

Dr. G. Hagen.



Der Hirte (Archiv-Bild)

Frauenwelt und Heim . . .

Hinter der gläsernen Eingangstür . . .

Ein Blick in die Hochschule für Lehrerinnenbildung in Hannover

In diesen Tagen wurden die ersten Prüfungen an der Hochschule für Lehrerinnenbildung in Hannover abgehalten. Der erste Studentinnenkursus, der vor zwei Jahren die Hochschule bezog, beendete damit seine Ausbildung. Wir bringen aus diesem Anlaß einen Bericht, der über das Leben und die Arbeitsweise in dieser neuartigen Hochschule erzählt.

Wie eine mächtige Burg erstreckt sich im Süden der Stadt Hannover das große Gebäude der Hochschule für Lehrerinnenbildung.

Man wird unwillkürlich angesteckt von dem festen, raschen Schritt der Studentinnen, die in der Frühe der Hochschule zustreben. Die gläserne Eingangstür schlägt hinter uns zu — der Rhythmus dieses Hauses in seiner Lebendigkeit hat uns gepackt, und wir treiben in dem Strom zum großen Hörsaal. Breite Fensterreihen an den beiden Längsseiten des hellen Raumes lassen den Blick frei in die Weite.

Gesammelt und aufnahmebereit folgen die Studentinnen dem Vortrag des Dozenten. Sie werden nicht wie früher mit einer Unzahl pädagogischer Systeme belastet, sondern im Mittelpunkt aller Ausführungen steht als Erziehungsziel das deutsche Kind, das zum verantwortungsbewußten Handeln in der Volksgemeinschaft erzogen werden soll. Die Arbeit auf dieses Ziel hin ist die bestimmende Richtschnur, die sich durch das gesamte Hochschulleben zieht. Sei es, daß in den erziehungswissenschaftlichen Vorlesungen dieses Ziel psychologisch und pädagogisch untermauert und zergliedert wird, sei es, daß es in Deutsch, Religions- und Rechenmethodik auf die dem Fach gemäße Art beleuchtet und herausgestellt wird.

Der politische Wochenbericht erhellt scharf und eindringlich die Stellung und die Aufgaben Deutschlands innerhalb der weltgeschichtlichen Zusammenhänge.

Die besondere Ausrichtung als deutsche Mädel und Frauen erhalten die Studentinnen einmal wöchentlich in einer Vorlesung „Die Frau im nationalsozialistischen Staat". Hier werden von einer Dozentin die Pflichten und Ziele, die gesamte innere Haltung der Frau im Dritten Reich dargelegt.

Den inneren Aufbau, die ständische Gliederung unseres Volkes, sein Brauchtum im Jahreslauf mit seiner tiefen, sinnvollen Bezogenheit auf den Rhythmus des Lebens, auf Fruchtbarkeit und Gemeinschaftsgebundenheit lassen die volkskundlichen Vorlesungen und Uebungen lebendig werden. Sie erziehen die Mädel zu verantwortungsbewußten Hüterinnen und Pflegerinnen dieses kostbaren Volksgutes.

Doch bleiben diese Erkenntnisse nicht in hörsaalgebundener Theorie stecken, in der ganzen Ausbildung wird ein Einklang von Theorie und Praxis versucht. So bildet den Auftakt für das Studium eine vierwöchige Lagerzeit zu Beginn des ersten Semesters irgendwo in Heide und Moor. Die 200 aus Nord und Süd, Ost und West zusammengewürfelten Mädel wachsen hier zu einzelnen Lagergemeinschaften zusammen. Die ersten, noch zaghaften, selbständigen Unterrichtsversuche lassen die junge Studentin alle Schönheiten und Schwierigkeiten der Landschule erleben.

Ein dreiwöchiger „Ferienhelferdienst" und später je ein vierwöchiges Stadtschul- und Landschulpraktikum stellen die Studentin in eigener Verantwortung vor die Klasse. Da heißt es: Augen auf und dich zusammengenommen!, denn hier sitzt nicht der Normalschüler, der die Theorie anzunehmen gezwungen ist, sondern es gilt, mit lebendigen und schüchternen, mit begabten und geistig schwerfälligen Kindern fertig zu werden.

Eine Vertiefung und zugleich Erweiterung der allgemeinen fachmethodischen Vorlesungen wird in dem „Fachpädagogischen Seminar" angestrebt, das sich jede Studentin nach ihren besonderen Anlagen und Fähigkeiten wählen kann. Hier wird in kleinen Gruppen ein bestimmtes Gebiet nach allen Richtungen hin durchgearbeitet.

Doch erschöpft sich die Ausbildung nicht mit den geisteswissenschaftlichen Fächern, sondern der Mensch in seiner körperlich-geistigen und seelischen Haltung wird erfaßt.

Musik klingt aus dem singenden Turm", einem Teil des Gebäudes, entgegen. Von früh bis spät wird hier in den vielen kleinen Musikzellen gesungen, georgelt, geflötet, gegeigt, denn das Lied als Ausdruck des völkischen Kulturwillens steht im Mittelpunkt der Arbeit. Nicht mit dem Kitsch vergangener Jahrzehnte sollen die Kinder belastet werden. Das schlichte Volkslied und das Lied der Bewegung bilden heute die Grundlage jedes Musikunterrichts.

Dann geht es weiter in die Küche. Voll Freude wirtschaften die Studentinnen in den neun weißgelackten, neuzeitlich eingerichteten Kojen, von denen jede einen Gasherd, Wasserleitung und einen kleinen Geräteschrank enthält. Eine Studentin leitet jedesmal das Kochen derart, als ob sie schon vierzehnjährige Volksschülerinnen vor sich hätte. Dicht dabei ist der Werkraum. An großen Webstühlen sitzen die Studentinnen und lassen das Schiffchen fliegen. Die junge Lehrerin muß auch dieses können, um vor allem auf dem Lande zu versuchen, durch die Schulkinder diese gute, alte Kunst wiederzuerwecken. — Die Arbeiten in dem Schauschrank sind völlig anders geartet als die heute allgemein üblichen Handarbeiten. Streng ist man dem Gesetz des Werkstoffes gefolgt, planmäßig hat man gearbeitet, bis ein Werk zustande kam, das in seiner Art an die alten bäuerlichen Volkskunstarbeiten gemahnt. Fröhlicher Lärm schallt aus den Duschräumen und aus der Turnhalle, wo eben ein lustiges Ballspiel im Gange ist. Zwei Schwimm- und zwei Turnstunden wöchentlich bilden ein Gegengewicht zur geistigen Arbeit.

Außerdem nimmt jede Studentin an einem Sanitäts- oder Luftschutzlehrgang teil, der von der Studentenschaft veranstaltet wird. Sie stellt sich damit ihrerseits in den Dienst der Volksgemeinschaft.

So bildet die viersemestrige Ausbildung ein in sich geschlossenes Ganzes, organisch erwachsen aus der nationalsozialistischen Erziehungsidee in Wechselwirkung von Theorie und Praxis. Sie geht aus von der leibseelischen Einheit des Menschen und erstrebt den deutschen Menschen in seiner ganzen Verwurzelung innerhalb der Volksgemeinschaft und seiner tiefen Gebundenheit an Volk und Heimat.

Ursula Moeller.



Sein erster Frühlingstag (Scherl — M.)

Schön wie Bissula!

Wie die germanische Frau der Frühgeschichte aussah

Von Professor Dr. Eduard Heyck

Leider sind uns keine Bildwerke überkommen, die die wirkliche, richtige Erscheinung der frühen Germanin ganz verlässig wiedergeben. Die Einzeldarstellungen durch römische Künstler in Köpfen, Büsten und ganzer Figur beweisen so viel, daß das römische Hörensagen gewiß nicht gering und kulturlos von den Germaninnen dachte. Keinen Thrakerinnen, Partherinnen oder sonstigen Frauen von den Grenzen des römischen Weltreichs ist so viel Neugier und Bewunderung gewidmet worden. Sie hatte sogar zur Folge, daß die römischen Damen vielfach ihre Haare „germanisch" färbten oder daß sie ganze falsche Haartouren aufsetzten. In den Römerprovinzen am Rhein und an der Nordsee, wo heute Flandern und Holland ist, wurden von fahrenden Händlern ganze Ballen germanischen Haares für Rom zusammengekauft. Der gelbe, weißblonde oder feuerfarbene Schopf nicht weniger Stallmägde und ärmerer Haustöchter ward durch solchen Verkauf zum prähistorischen Bubikopf verwandelt. Das freilich konnten die römischen Modedamen mit allen Essenzen und Schminken nicht erreichen: die Augen und Farben der ländlich gesund und frei, unter vielverhangenem Himmel und nicht sengender Sonne, lebenden deutschen Frauen und Mädchen, wo, wie eine germanische Dichtung vom schönen Weibe sagt, Luft und Wind und Meer von ihren Armen widerspiegelten. Das große Kapitel der frühdeutschen Körperpflege durch Dampf- und warme Kufenbäder und durch Kaltbaden im Freien läßt sich hier in Kürze nicht anschneidens Es genüge zu sagen, daß sich das tägliche Reinlichkeitsbedürfnis seit taciteischer Zeit in abnehmender Linie bewegt hat.

Den germanischen Frauentypus haben die erwähnten römischen Bildwerke nicht wiedergegeben. Den Künstlern fehlte die eigene Kenntnis, die von ihnen modellierten Köpfe, ovalen Gesichter und die Profile, die von der Stirn ohne Senkung in die liniengerade griechische Nase übergehen, halten sich durchweg an das antike griechisch-römische Ideal. Es bleibt immer dasselbe bei allen sonstigen Verschiedenheiten der Charakteristik, in der Vollüppigkeit des Kopfes im Londoner Britischen Museum oder der sinnigen Mädchenhaftigkeit einer Büste mit langem, offenem Haar in der Eremitage zu Petersburg oder „Leningrad", oder der herben Versunkenheit in Miene und Haltung der hochwüchsigen sogenannten Thusnelda, die zu Florenz in der „Loggia der Landsknechte" steht. Gerade sie ist zur Beurteilung dieser Künstler sehr lehrreich. Die Kleidung fliegt in klassisch-römischer Drapierung an den edlen Gliedern nieder bis auf den Boden und die ganz ungermanische Beschuhung. Eine Germanin oder eine allegorische „besiegte Germania" sollte die Statue aber auf jeden Fall sein. Das drückt sich in dem Haar mit dem haltenden Haarband aus, besonders aber darin, daß das vornehme Gewand von der einen (linken) Frauenbrust gewaltsam weggezerrt und diese rundum bloßgelegt ist, während die andere Brust ganz bedeckt bleibt. Man wußte in Rom: die germanische Frauenkleidung „ließ den Teil der Brust nächst der Schulter offen". So steht's im Tacitus. Das war nun freilich so nicht gemeint, wie der Unglücksmann von Bildhauer seine edle Figur damit peinlich verdorben hat. Tacitus meinte das ziemlich weite Halsloch bei bestimmter Kleidung. Es entblößte allenfalls die obere Hebung des Busens, aber schon nicht so einseitig.

Aus den altertümlichen Rechtsquellen und manchen Sagas des germanischen Nordens erfahren wir davon noch Genaueres. Wenn ein Mann dort, um mit seiner schieren Brust zu kokettieren, das Halsloch so weit machte, daß es die Brustwarzen erreichte, dann machte er sich als „weibisch" verächtlich und büßte sein Recht als Eheherr ein.

Hätten die alten Germaninnen den großäugigen, antiken Typus jener altrömischen Darstellungen gehabt, so müßten sie sich in den nächsten Jahrhunderten merkwürdig verändert haben, gemäß den wirklichkeitsgetreuen Statuen der Gräfinnen und Fürstinnen, der Marien, der klugen und törichten Jungfrauen usw., die wir von den Domen zu Bamberg, Straßburg, Naumburg und anderen kennen, oder gemäß der vornehmen Elsässerinnen aus der Minnesängerzeit, von der die St. Fideskirche in Schlettstadt einen über der Natur geformten Abguß birgt. Nichtsdestoweniger wird die Schönheit der Spätgermaninnen auch von solchen Beurteilern hervorgehoben, die sie tatsächlich, und nicht nur einzelne, sahen. So von Prokopios, der den Feldherrn Belisar als Geheimschreiber in den Kriegen gegen die Wandaler und die Ostgoten begleitete. Er nennt deren Frauen so schön, wie kein Mensch sie anderswo erblicke. Dies Zeugnis geht zunächst auf die Gestalt, den regelrechten, naturgesunden und kraftvoll ererbten weiblichen Wuchs.

Die Römer waren ohnedies etwas kleiner als heute die Italiener, da diese seit dem sinkenden Altertum sehr viel gotisches, rugisches, norddeutsch-langobargisches und noch mittelalterlich-deutsches Blut aufgenommen haben. Vor allem aber entzückten die Haut und die Farben der Germaninnen, die mit deren Zartheit die oft hohe Widerstandsfähigkeit der Blondinen vereinigt haben müssen. Sie bediktete der alternde Ausonius, der vormalige Erzieher des kaiserlichen Thronfolgers Gration, der nun als geschmackvoller Lebemann zeitweilig in Trier wohnte, der von Rebgärten und schimmernden Villen umgebenen Moselstadt. 368 hatte er noch einen Feldzug gegen die Alamannen mitgemacht, und von den Höhen der Baar an der jungen Donau nahm er sich aus den Gefangenen ein blutjunges Alamannenmädchen mit, um sie als Freigelassene bei sich zu behalten, die „Bissula", wie sie sich mit unverkennbar schwäbelnden Anklängen nennt. Lieblich waltet sie um den Sechzigjährigen; mit blauen Augen, goldgelbem Haar und blütenzarten Farben:

„denn die Farbennatur dieser Wangen, sie malet kein Künstler!
Müßtest schon, Maler, dir mischen die purpurne Rose, die Lilie,
und mit den Tönen daraus versuchen dies duftige Antlitz!"

Dann stellt der christliche gallische Bischof Venantius Fortunatus die Schönheitspässe aus von merowingischen Königinnen und von Töchtern der Westgotenherrscher. Auf die nähere Begründung geht der geistliche Herr leider nur da ein, wo er den milchweißen Hals und das rosige Antlitz der schönen Wilithuda preist.

Die bisher Erwähnten sind fremde Beurteiler, Römer, Griechen, romanisierte Gallier. Unter den älteren Deutschen gegenseitig galt weniger die Schönheit der Alamanninnen und der französischen Weiblichkeit, als die Schönheit der altsächsischen, niederdeutschen Frauen. „Sie war sehr schön, wie sie denn eine Sächsin war", heißt es auch in der frommen Lebensbeschreibung einer kirchlichen Heiligen.

Die hohe Achtung und ehrenvolle Stellung, die der Germane, bei aller grundsätzlichen Wahrung seines Alleingebots als Hausherr, den Frauen zuteil werden ließ, sprach sich auch aus in dem freigebigen Entgegenkommen, das er für die Liebe der Frau zu Schmucksachen hatte. Daher sind unsere Altertümersammlungen so überreich an goldenen, bronzenen, eingelegten Arbeiten. Wohl auch solchen des Imports, doch weit mehr des kunstreichen einheimischen Feinhandwerks: Spangen, Broschen, Gürtelschnallen, Halsschmuck, Anhänger, spiralische und andere Armbänder, Ohrgehänge, Gewand- und Haarnadeln. In der hauptsächlichsten Schicht sind die germanischen Eheherren und Väter zu denken als freibäuerliche, stattliche Hofbesitzer mit gleichzeitigem Heimgewerbe. Niemand jedoch von der Familie oder vom Gesinde hatte in Germanien so streng zu schaffen, daß die Arbeit nicht lediglich die schöne Kraft und das Lachen der Augen und Lippen erhöht hätte. Die winterliche Arbeit beim leuchtenden Kienspan im „Tunk", dem Vorläufer der mittelalterlichen Gaden und der Spinnstuben, war auch eine unterhaltungsfröhliche Geselligkeit, mit langen Erzählungen und kurzweiligen Rätsel- und Neckversen, die die rechte Gescheitheitsdomäne der flinkeren Mädchen waren. Als langweilige Plage macht sich nur eines in jenen alten Zeiten geltend. Das war die tägliche Beschaffung der nötigen Grütze und des Mehls für das Fladbrod. Denn man lebte von diesen Dingen und von der Milch in allerlei Form, aber nicht ständig von Fleisch und Wildpret und Geräuchertem. Bevor man nun die römischen Wassermühlen genossenschaftlich in den Dörfern einführte, mußten die Körner im „Quirn" zerquetscht oder vermahlen werden, der aus einer steinernen Schale und dem mit der Hand zu drehenden Mahlstein bestand. Oft erst spätabendlich kamen die tagesmüden Mägde oder Töchter zu dieser langwierigen Arbeit. Aber sprichwörtlich starke Arme gab sie, — solche, die, wie in der Brünhild-Sage, auch mit einem unerwünschten Mannsbild fertig wurden.

Freude — Humor — Raten

Jespersen macht das große Glück

Humoreske von Hermann Reinecke

„Raus mit Ihnen!" brüllte der dicke Möller und gab den Mehlsäcken einen Tritt, daß der weiße Staub aufflog. „Was hatte ich Ihnen gesagt? Daß wir hundert Säcke Mehl einlagern wollen. Und jetzt haben Sie tausend gekauft, Sie Rindvieh!"

Jespersen, das Unglückskarnickel, seufzte. „Ich muß aus Versehen eine Null zuviel geschrieben haben ..."

„Raus!" brüllte Möller wieder.

Es war aber auch zum Verrücktwerden! Da lud ihm dieser Hans Huckebein 1000 Säcke Mehl auf den Hals — 1000 Säcke, die niemals wieder loszuwerden waren. Ein Jammer, ein wahrer Jammer mit diesem Jespersen. Verstand hatte der Bursche. Aber welch ein Leichtfuß! Wer bezahlte nun den Schaden? 900 Säcke Mehl mußten sofort mit Verlust wieder abgestoßen werden.

Plötzlich klopfte es. Jespersen steckte vorsichtig seinen Kopf herein. „Herr Möller, der amerikanische Ingenieur — — —"

Weiter kam er nicht. Möller brüllte: „Raus!"

„Das nennen Sie einen anständigen Empfang?" erklang eine tiefe Stimme, und herein trat Ingenieur Waltmann: „Wollen Sie Geld verdienen oder nicht? Wir haben Ihnen bereits geschrieben, daß wir Ihnen Ihr Stück Land hinter der Kirche abkaufen wollen. Viel Erdöl wird es hier in Schweden nicht geben, aber immerhin ..."

„Ach, lassen Sie mich in Ruh!" brummte Möller, immer noch in Wut über die 1000 Säcke Mehl, die ihm Jespersen aufgehalst hatte. „Unter 10 000 verkaufe ich überhaupt nicht, verstanden?"

„Ihr letztes Wort?" fragte der Ingenieur.

„Ja!"

„Hm — viel Geld, 10 000!" meinte Waltmann. „Gut, ich werde meiner Direktion telegraphieren und Ihnen Bescheid zukommen lassen. Wiedersehen!"

Eine halbe Stunde hatte sich der dicke Möller wieder beruhigt. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. So ein Blödsinn! Wie konnte er sich hinreißen lassen, einen solchen phantastischen Preis für das Stückchen Land hinter der Dorfkirche zu verlangen? 10 000 Kronen? Das bezahlte der Amerikaner niemals! Und was war schuld an allem? Die zehnmal verfluchten 1000 Säcke Mehl! „Jespersen!" schrie Möller in den Laden, „laufen Sie sofort ins Hotel „Drottning Kristine" und holen Sie mir den Amerikaner zurück! Verstanden?"

Jespersen nickte, band die weiße Schürze ab, strich sein Haar zurecht und verschwand aus der Tür ...

Einige Stunden später.

„Ist Karin noch nicht mit dem Nachmittagskuchen zurück?" fragte Möller seine Frau.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Und Jespersen ist auch nicht wieder da", schimpfte er. „Es ist zum Auswachsen! Jetzt werde ich aber endlich ..." In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und der amerikanische Ingenieur trat herein.

„Ah, Mister — äh, Mister Waltmann", stotterte Möller. „Sie haben meine Botschaft bekommen?"

„Ich habe keine Botschaft bekommen und verlange auch keine von Ihnen", antwortete Waltmann, „es wäre sowieso zwecklos gewesen. Sie sind an Ihr Angebot gebunden, Herr Möller! Auf Winkelzüge lassen wir Amerikaner uns nicht ein, das merken Sie sich. Also: meine Direktion hat ihr Einverständnis gedrahtet: 10 000 Dollar, bar auf den Tisch des Hauses! Hier sind sie!" Und damit breitete er eine Handvoll Scheine aus. „Wollen wir anschließend zum Notar gehen und den Vertrag aufsetzen?"

Möller nickte geistesabwesend. Dollars, Dollars! Und er, dieses Rindvieh, hatte gemeint, daß den Amerikanern selbst Schwedenkronen schon zuviel seien! Der Himmel sollte Jespersen, diesen Unglücksraben, segnen! Ein wahres Glück, daß er den Amerikaner nicht zurückgeholt hatte! —

Es war am Spätnachmittag, als Jespersen selig wieder in die Tür trat. „Schönes Wetter, was?" rief er seinem Chef vergnügt zu. „Ist das nicht ein Frühling in diesem Jahre?"

„Haben Sie den Amerikaner getroffen?" fragte Möller streng.

„Was für einen Amerikaner?" fragte Jespersen spöttisch. „Glauben Sie denn, Herr Möller, unsereiner liefe mit Scheuklappen durch die Welt? Ach nein ... Merkten Sie denn nicht, daß diese Yankees geradezu verrückt sind nach dem Stückchen Land hinter der Dorfkirche? Die zahlen jeden Preis. Und da ..."

Wie Lots Weib, das zur Salzsäule erstarrte, stand der Chef. Dann brach das Gewitter los. „Was unterstehen Sie sich? Statt zu parieren, treiben Sie sich in der Weltgeschichte herum? Und das, nachdem Sie mir 900 Sack Mehl aufgehalst haben, Sie Riesenkamel?" brüllte der Chef. „Auf der Stelle sollte ich Sie rausschmeißen, verstehen Sie? Auf der Stelle."

Da öffnete sich plötzlich die Tür, und Möllers Töchterchen flog herein. Im Hintergrunde ließ sich auch die Mutter sehen.

„Aber Papachen", sagte Karin und strich ihrem Vater liebevoll über das Kinn, „hast Du denn noch nicht in die Abendzeitung geguckt? Du hast den Sack mit 15 Kronen eingekauft, da aber augenblicklich eine ausländische Kommission hier durchreist und Mehl aufkauft, ist der Preis pro Sack auf 21 Kronen gestiegen! Nun, ist mein Ewald nicht ein tüchtiger Kerl?"

„Jawohl — ein tüchtiger Kerl!" stammelte der dicke Möller. „Beinahe schon zu tüchtig! Aber meinetwegen, Kind. Ich wünsche Euch nur, daß Ihr später als Mann und Frau immer so viel Glück habt wie heute —"

So war es gekommen, daß Jespersen in sein Glück stolperte ...

Störtebeckers Schatz

Eine unheimliche Geschichte

Endlich war man bei Hagenows so weit, daß sich ein „Geist" materialisieren wollte.

Lange genug hatte man ja auch auf dies Ergebnis gelauert; wurde nun aber für die vielen schlaflosen Nächte insofern entschädigt, daß der Seeräuber Störtebecker nicht nur erscheinen, sondern auch den bei Helgoland vergrabenen Schatz mitbringen wollte.

Deshalb waren nun in der Hagenowschen Wohnung sechs Leute versammelt und harrten im Dustern ängstlich der Dinge, die da kommen sollten.

Sehr wohl war ihnen gerade nicht zumute, denn wenn man auch auf das versprochene Geschmeide sehr erpicht war, so hatten alle doch eine begreifliche Furcht, dem gefürchteten Piraten unter die Augen zu treten.

Dies um so mehr, da draußen ein zünftiger Sturm heulte und eine schrecklich gruselige Stimmung schuf.

Und immer, wenn irgendwo eine Diele knarrte, die vor dem Hause stehende Laterne infolge des Windes zu erlöschen drohte oder die kahlen Aeste der im Vorgarten befindlichen Bäume hin und her geschüttelt wurden und die Fenster streiften, flüsterte alles ängstlich:

„Er kommt! ... Er kommt!"

Leider mußte die Korona nun ziemlich lange warten, ehe sich ein greifbares Resultat zeigte; und als es der Fall war, die Tür zuklappte und aus dem Nebenzimmer schlurfende Schritte zu hören waren, wäre Frau Hagenows Schwester beinahe ohnmächtig geworden ...

Ein nasser Lappen, der für solche Fälle immer bereit lag, verhinderte diese Katastrophe aber noch im letzten Augenblick, so daß man also nicht gezwungen war, das elektrische Licht anzuknipsen und dadurch den Geist bei seinen eventuellen Materialisationsbestrebungen zu stören.

So rumorte es denn also nebenan immer weiter, die Fensterflügel klappten geradezu wütend.

Herr Hagenow hatte nämlich vorhin das Fenster geöffnet, um dem ollen Störbecker das Kommen ein bißchen zu erleichtern.

Und nun saß er ziemlich bedeppert da und dachte unwillkürlich daran, daß es unter Umständen ein teurer Spaß würde; trotzdem hätten ihn keine zehn Pferde ins Nebenzimmer, bekommen, denn so vergnügungssüchtig, sich von dem Seeräuber unter Umständen den Hals umdrehen zu lassen, war er nun gerade nicht.

Auch alle anderen Teilnehmer der Seance zitterten wie Espenlaub, um so mehr, da die Schritte immer lauter erklangen.

Auf einmal gab es dann einen fürchterlichen Bums und auch im Ofen erscholl ein schreckliches Poltern.

Aber es kam kein Störtebecker und auch kein anderer Geist. Flüsternd unterhielt man sich gerade darüber, daß es wohl am besten sei, das Licht anzuknipsen, als sich auf einmal die Tür auftat und zwei unheimliche Gestalten, mit Riesenpaketen beladen, im Türrahmen erschienen.

Frau Hagenow lallte daraufhin: „Störtebecker mit einem Gehilfen!" und dann fiel sie in Ohnmacht; auch ihre Schwester kippte hintenüber und alle anderen saßen starr. Hagenows Schwager war der einzige, der noch nicht vollkommen „plem plem" war, sah etwas genauer hin und bemerkte, daß der eine Geist eine Zigarre rauchte.

Das veranlaßte ihn dann, den Entsetzensruf auszustoßen:

„Ach, du liebe Güte: Einbrecher!"

Kaum waren diese Worte dem Gehege seiner Zähne entflohen, als er auch schon einen mächtigen Tiefschlag bekam, der ihn unter den Tisch beförderte, wo Herr Hagenow schon seit einem Weilchen saß:

Der eine „Geist" sagte dann zu dem anderen: „Mensch, nu aber de Beene in de Hand jenommen ... dicke Luft ... ick dachte, hier is keener."

Und mit diesen Worten rannten Störtebecker und sein Gehilfe wieder ins Nebenzimmer zurück, sprangen aus dem Fenster (die Wohnung war im Parterre gelegen) und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Da die Teilnehmer der Seance alle viel zu benommen waren, abgesehen davon auch das Ueberfallkommando in dem entlegenen Vorort nicht so schnell zur Stelle war, hat Hagenow bei der Geschichte sein Silber und seinen Teppich eingebüßt. Einen Teil davon hat ihm die tüchtige Polizei allerdings wieder beschafft, der andere war hoffnungslos versilbert.

Bleibt nur noch zu berichten, daß bei Hagenows nie mehr spiritistische Sitzungen stattgefunden haben. —mer—

Gelegenheit

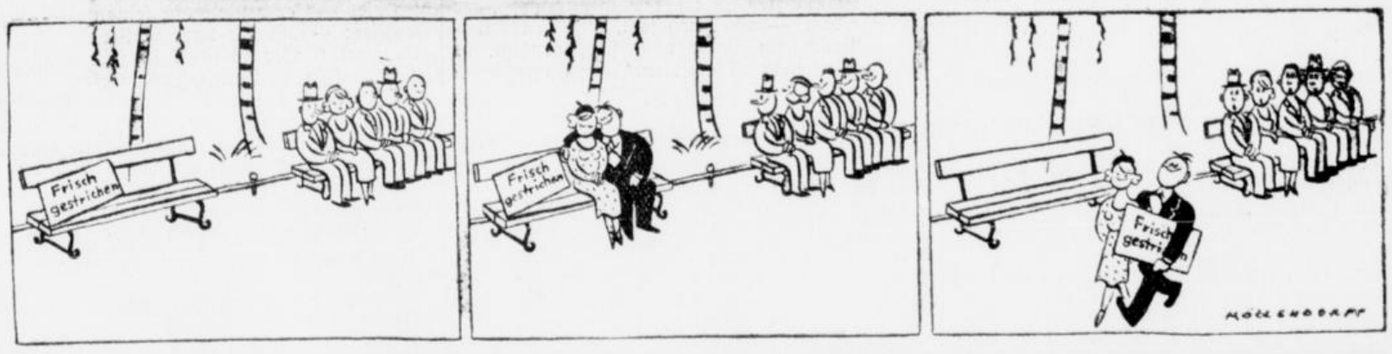
Ritterlichkeit am Steuer ist die erste Pflicht des Herrenfahrers. Bei fremden Pannen hält man hilfsbereit.

„Kann ich Ihnen mit etwas aushelfen?" fragte der Herrenfahrer.

Der andere nickt.

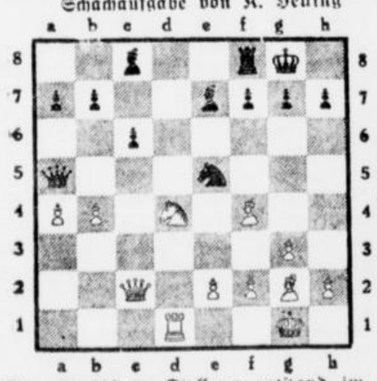
„Ja. Mit zwanzig Mark."

Lenzerlebnis unseres Zeichners: **Die gesicherte Liebesbank** (Scherl — M.)



SCHACH

Schachaufgabe von K. Helling

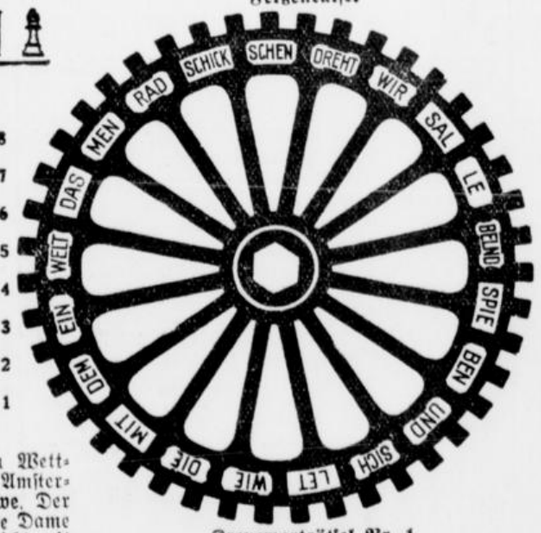


Die abgebildete Stellung entstand im Wettkampf um die Schachweltmeisterschaft zu Amsterdam zwischen Dr. Aljechin und Dr. Euwe. Der Weiße hat soeben mit b2—b4 die schwarze Dame angegriffen. Daß Schwarz den Bauern nicht mit der Dame schlagen darf, ist klar, denn das würde den Springer e5 kosten. Warum aber darf der Schwarze den Bauern b4 nicht mit dem Läufer schlagen?

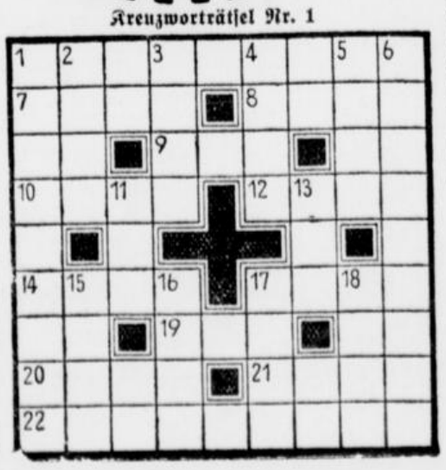
Bilderrätsel



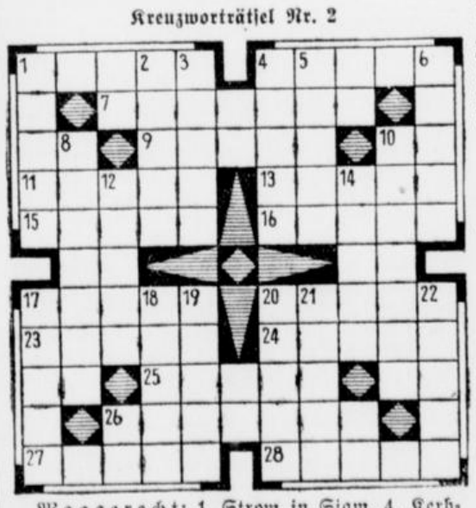
Felgenrätsel



Kreuzworträtsel Nr. 1



Kreuzworträtsel Nr. 2



Waagerecht: 1. Strom in Siam, 4. Kerbtier, 7. Wochenlang, 9. indische Stadt am Himalaja, 11. Teil mancher Schiffe, 13. dänische Insel, 15. Flachland, 16 religiöse Genossenschaft, 17. Handwerksgerät, 20. Tierfanggerät, 23. dünnes Gewebe, 24. mitteleuropäisches Gebirge, 25. Hauptschlagader, 26. europäisches Königreich, 27. Stichwaffe, 28. soviel wie gesetzlich. — Senkrecht: 1. Gottesdienst, 2. Gift, 3. Wegemaß, 4. geographisches Handbuch, 5. Nebenfluß der Elbe, 6. Fluß in Hannover, 8. Schädling an Weinstöcken, 10. Almosenempfänger, 12. dick eingekochter Saft, 14. Trophäe der Indianer, 17. Politur, 19. Lob, Schmeichelei, 20. so viel wie schlimm, verhängnisvoll, 21. Angehöriger eines Skythenstammes, 22. Himmelsbote.

Auflösung aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Tula, 4. Soll, 7. Aar, 8. Eta, 10. Bor, 12. du, 13. Aroma, 14. Bi, 16. Art, 18. Mark, 21. Sold, 23. Lias, 24. Duce, 25. Emmi, 27. Ekel, 29. Opa, 31. Al, 33. Spund, 34. Ni, 35. neu, 37. ist, 38. sie, 39. Ural, 40. Imme. — Senkrecht: 1. Tau, 2. Ur, 3. Aera, 4. Samt, 5. Ib, 6. Lob, 7. Adam, 9. Torf, 11. Rind, 15. Grimm, 17. Locke, 19. Alm, 20. Kai, 21. Sue, 22. Lee, 25. Elan, 26. Opus, 28. Laie, 29. Opel, 30. anti, 32. Leu, 34. nie, 36. Ur, 38. SM.

Frauen-Psychologie

Die Rechnung der Schneiderin kam mit der Morgenpost.

Die junge Frau nahm sie schuldbewußt an sich. Der Ehemann schaute hinüber.

„Wieviel denkst du?"

Die junge Frau zögerte. Dann: „Hundert Mark."

Sie öffnet die Rechnung.

„Wieviel?" fragte der Mann.

„Das Doppelte von dem, was ich dachte."

„Also zweihundert?"

Die junge Frau sagte leise: „Nein. Vierhundert."

*

Warnung

Die Kellnerin war bildsauber.

Die Gaststätte weniger.

Der Gast sagte:

„Einmal Fisch und ein liebes Wort, Fräulein!"

Die Kellnerin brachte ihn.

„Hier ist der Fisch."

„Und das liebe Wort?"

Die Kellnerin lächelte:

„Eßt ihn nicht!"

SCHWARZES GLAS

Roman von Kurt Martin

Urheberrechtsschutz durch Verlag Neues Leben, Bayr. Gmain

29

Voller Sehnsucht lauschte Hiltrut, ob denn nicht endlich die Klingel anschlug, ob nicht der Verlobte käme und ihr beistünde in ihrer Not, ob nicht Professor Timme, der Nervenarzt, erschiene, daß er sich des Vaters annähme.

Aber endlich schlug die Glocke an, und sie hörte, wie eilige Schritte draußen zur Tür liefen. Da huschte sie leise aus dem Zimmer und ging dem Ankömmling entgegen.

Sie kannte den nicht, der da kam, aber sie hörte seine Stimme.

„Sie warten sehnsüchtig auf Hilfe, nicht wahr? Sie sind die Tochter des Herrn Seim?"

Das war also Professor Timme!

Sie nickte.

„Ja, Herr Professor. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie jetzt noch kamen. Herr Professor Oppermann hat Sie verständigt, nicht wahr?"

„Ja, ja. Und hören Sie: Sie wissen den Grund zu Ihres Vaters plötzlicher Erregung?"

„Nein! Ich stehe vor einem Rätsel."

„Erhielt er vielleicht einen Brief, der ihn so aufregte?"

„Mir ist auch das unbekannt."

Sie standen noch in der Diele, und das Mädchen, das die Frage vernommen hatte, berichtete.

„Doch, Fräulein Hiltrut, gegen sieben Uhr am heutigen Abend kam ein Bote und gab einen Brief für Ihren Vater ab. Ich brachte ihn sogleich in sein Zimmer."

Hiltrut sah ganz ratlos drein.

„Und dieser Brief sollte schuld sein an meines Vaters Erregung? — Was stand in dem Brief?"

Der Ankömmling bat:

„Führen Sie mich jetzt zu Ihrem Vater. Aber ängstigen Sie sich nicht, wenn Ihr Vater sich bei meinem Anblick noch mehr erregen sollte. Es ist das ja möglich."

Da läutete es wieder und Godwin Oppermann erschien. Er zog Hiltrut tröstend an sich und bat:

„Geh irgendwo ins Haus, wo du nichts mehr hörst und siehst, und wenn dein Vater noch viel erregter wird, so sorge dich nicht allzu sehr! Vor allem aber: Störe uns jetzt nicht, wenn wir bei deinem Vater weilen. Warte solange, bis ich dich rufe!"

Er drängte sich zur Treppe.

„Gehe nach oben! Und warte, bis ich dich hole!"

Dann eilte er hin zu der Tür, die in Guntram Seims Zimmer führte. Mit dem, der vor ihm gekommen war, trat er über die Schwelle.

Beim Klang der Schritte fuhr Guntram Seim herum. Er starrte entsetzt auf die Eintretenden.

„Wer seid ihr? Was wollt ihr? Es ist noch Nacht! Es muß erst der Morgen kommen!"

Godwin Oppermann ging langsam auf ihn zu.

„Aber, Herr Seim, kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin doch Godwin Oppermann!"

„Sie? — Das ist ja garnicht wahr!"

„Kommen Sie, setzen Sie sich!"

Aber Guntram Seim stieß die Hand, die nach seinem Arm griff, hart zur Seite.

„Nein, ich will nicht! Hinaus mit euch beiden, sage ich! Ich will —"

Er raufte sich das Haar.

„Was will ich denn? Was kann ich noch tun? — Verkaufen will ich, alles verkaufen! — Alles will ich verschenken! — Diese Nacht noch! — Euch beiden will ich alles schenken! — Aber ihr müßt dann gehen und mich am Leben lassen!"

Er rang die Hände. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Nicht sterben! Warum soll ich denn sterben? Ich will alles tun, was ihr von mir verlangt! Ich will —"

Er sah auf den, der mit Godwin Oppermann gekommen war und jetzt an den Schreibtisch trat, der sich dort suchend umsah und nach einer weißen Karte griff, die aus einer Mappe lugte.

„Aha, hier haben wir es!"

Seim schrie gellend auf.

„Er sucht die Karte! Er ist der Schreiber! Mörder! Hilfe! Hilfe!"

Er ergriff einen Stuhl und schwang ihn drohend durch die Luft. Da fiel ihm Godwin Oppermann in die Arme.

„Halt, Herr Seim! Machen Sie keine Dummheiten! Wir wollen Ihnen doch beide helfen. Glauben Sie das doch endlich einmal!"

Aber Guntram Seim tobte, und er tastete mit den Händen nach allen möglichen Gegenständen, um sie als Waffe zu gebrauchen. Die beiden Männer hatten alle Mühe, ihn zurückzuhalten.

„Mörder! Erpresser! Bis aufs Blut habt ihr mich gepeinigt! Und morgen soll ich sterben! — Die Sonne! Was habe ich der Sonne getan, daß sie mich töten soll? Ich will leben, und verkaufen, verschenken! Nehmt doch, nehmt! Holt den Notar! Ich verschreibe euch alles! Ich — ich soll ein Feind sein; ein Feind der Menschheit? Betrogen, bestohlen — Selbstmord haben sie begangen um meinetwillen? — Das ist nicht wahr! Das ist alles nicht wahr! Ich habe nur Geld verdienen wollen! — Aber ich schenke es euch! Nur leben will ich!"

Er versuchte mit aller Gewalt, seine Arme frei zu bekommen.

„Ihr Teufel! Ihr wollt mich halten, bis die Sonne aufgeht, und dann — und dann — Sie scheint ja schon! Die Sonne scheint! Und der Tod ist da! — Leben! Leben! Gebt mich frei! Ich bringe euch um!"

Seine Kräfte schienen von Minute zu Minute zu wachsen. Er stieß mit dem Kopf um sich, er versuchte, mit den Zähnen die Hände zu erreichen, die seine Arme umklammert hielten. Schaum stand auf seinen Lippen.

Da glitt Godwin Oppermanns eine Hand von des Tobenden Arm. Guntram Seim schien es zu merken, daß die Umklammerung auf der einen Seite schwächer ward. Mit jähem, gewaltigem Ruck riß er den Arm empor und stieß Godwin Oppermann zurück. Dann hieb seine Faust auf den Körper des andern ein, der ihn nicht losließ.

„Mörder! Laß los, du Teufel!"

Von hinten glitt Godwin Oppermann wieder heran, und jählings preßte er seine Rechte, die etwas Weißes hielt, vor Guntram Seims Nase und Mund.

Der röchelte verzweifelt. Ein Zittern lief durch den kräftigen Körper. Dann sank er hinten über.

Die beiden Männer fingen den leblosen Körper auf und trugen ihn zum Divan.

Erst jetzt vernahmen sie das wehe Schluchzen bei der Tür. Dort lehnte Hiltrut und starrte mit entsetzten, verzweifelten Augen auf den Vater, der nun wehrlos dalag.

Godwin Oppermann eilte zu seiner Braut.

„Hiltrut! Mein liebes Mädchen! Warum bist du gekommen? Ich wollte dir so gern all das ersparen."

„Du ahntest, daß — es so schlimm werden würde?"

„Ja."

Sie erschauerte.

„Was soll das alles? Was ist mit dem Brief, den er vorhin bekam? — Ich weiß nicht mehr weiter."

Er strich ihr beruhigend über die Wangen.

„Wir bringen deinen Vater in Professor Timmes Nervenklinik. Ich denke, daß es zwar eine Weile dauern wird, bis dein Vater geheilt ist, aber er lebt doch, und du darfst hoffen, ihn wieder einmal gesund und bei klarem Verstand wiederzusehen. — Aber nun frage nichts, Hiltrut, und erfülle alle meine Bitten! Es geht um sehr vieles, um Leben und Tod. Es steht viel mehr auf dem Spiel, als du ahnen kannst! — Entferne die Hausangestellten! Schicke sie schlafen! Dann laß mich mit deinem Vater allein. Ich werde seinen Transport in die Klinik überwachen. Es ist schon alles für diesen Fall vorbereitet worden. Wir tragen deinen Vater zum Park hinten und bringen ihn fort, ohne daß hier jemand etwas merkt. So muß es sein, Hiltrut. Das „Warum" wird dir der Mann erklären, der mit mir kam. — Aber geh jetzt, sage den Hausangestellten, dein Vater habe sich beruhigt, es sei ein Nervenanfall gewesen."

Das Mädchen sah angstvoll hin zu dem Vater.

„Was ist mit Vater?"

Godwin Oppermann beruhigte sie.

„Ein Nervenzusammenbruch. Es wird noch alles gut werden. Bitte — geh jetzt!"

Da schritt sie gesenkten Hauptes aus dem Zimmer. Und als sie nach einer kleinen Weile wiederkam, fand sie weder den Verlobten noch den Vater mehr im Raum: nur der andere Herr saß am Schreibtisch und blätterte in den Papieren, die dort lagen. Erstaunt sah sie auf ihn.

„Herr Professor —?"

Da wandte er sich ihr zu.

„Ich bin nicht der Professor Timme, Fräulein Seim. Aber das muß ich Ihnen alles ausführlich erklären. Ihr Vater wird jetzt bereits in die Klinik gebracht. Ich bin froh, daß ich schon so viel erreichte."

„Er ergriff ihre Hand.

„Bitte, haben Sie Vertrauen zu mir. Sie haben ja vorhin, als Sie dort bei der Tür standen, aus den Worten Ihres Vaters entnehmen können, daß es hier um Tod und Leben geht, und ich denke, nun müssen Sie alles erfahren. Ich brauche Ihre Hilfe. — Hören Sie mir zu."

Als sie sich gegenübersaßen und das Mädchen ihn noch immer bange und fragend ansah, gestand er:

„Ich bin Bert Ibenstein. Ich bin Detektiv und folge seit Wochen der Spur einiger Männer, die ihren Opfern erbarmungslos den Tod bringen. Erschrecken Sie nicht! Ihr Vater wird nun nicht sterben! — Den Nervenzusammenbruch — ja, den konnte ich ihm nicht abnehmen. Aber am Leben bleibt er nun. — Und warum ich alles so heimlich vor sich gehen lasse — warum die Hausangestellten so wenig wie möglich wissen sollen —? Die weiße Karte meldet Ihrem Vater, daß seine Feinde ihn morgen töten würden. Zittern Sie bitte nicht so! Die Gefahr ist für Ihren Vater vorüber! — Aber es wird morgen etwas geschehn — hier geschehen — und ich will wissen und erfahren, was geschieht. Deshalb bin ich schon jetzt gekommen. Ich bleibe diese Nacht im Hause. Ich werde nicht eher von hier weichen, bis die Tat geschehen ist! — Hören Sie gut zu: Von dieser Stunde ab bin ich Guntram Seim! Ich, Fräulein Hiltrut! Und die Mörder dürfen nicht wissen, daß ich nicht in Wahrheit Guntram Seim bin; sie sollen kommen und mich zu töten versuchen! — Sehen Sie, dies ist mein Plan! Nur so werden wir jene Mörder, die bereits den Tod etlicher Menschen auf dem Gewissen haben, überlisten und unschädlich machen. Mir soll morgen ihre Tat gelten, mich sollen sie töten wollen!"

19.

Es war gegen acht Uhr morgens, als ein Auto bei der Villa Guntram Seims vorfuhr, dem zwei Herren entstiegen. Der Wagen wartete. Der eine der beiden Ankömmlinge war groß und stark, und als er den Hut lüftete, zeigte es sich, daß er volles rotblondes Haar besaß. Sein Begleiter war kleiner, schlanker, und bereits völlig ergraut, ja, sein Haar sah eigentlich schon silbrig aus.

Der Rotblonde wies dem Mädchen einen Ausweis vor.

„Wir kommen in amtlicher Eigenschaft. Kriminalpolizei! Melden Sie uns sofort Herrn Seim!"

Das Mädchen sah betroffen auf die Ankömmlinge und bat sie, in der Diele zu warten.

Irgendwo hörte man eine aufgeregte Männerstimme. Dann ging eine Tür auf, und Hiltrut Seim erschien. Sie sah blaß und angegriffen aus und schaute den beiden Männern angstvoll entgegen.

„Mein Vater fühlt sich leider nicht wohl. Er kann Sie nicht empfangen. Würden Sie bitte an einem anderen Tage wiederkommen?"

Der Rotblonde entschied:

„Das ist nicht möglich! Wir kommen aus Berlin, in sehr wichtiger Eigenschaft, in amtlicher Eigenschaft. Bitte, Sie können unsere Ausweise einsehen. Wir müssen Ihren Vater sprechen, und zwar sofort. Gehen Sie also zu Ihrem Vater und sagen Sie ihm, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, uns zu empfangen."

Seufzend wandte sich Hiltrut wieder zur Tür.

„Gedulden Sie sich, bitte!"

Man hörte irgendwo entfernt wieder eine aufgeregte Männerstimme, und nach einigen Minuten erschien das junge Mädchen nochmals.

„Mein Vater erwartet Sie in seinem Zimmer. Bitte, die zweite Tür dort."

Noch immer führte der Rotblonde das Wort.

„Danke! Und nun sorgen Sie dafür, daß wir ungestört bleiben! Solange wir hier sind, ist Ihr Vater für niemand zu sprechen! — Wie gesagt, Sie handeln durchaus im Interesse Ihres Herrn Vaters, wenn Sie diese Anweisungen genau befolgen!"

Die zwei Männer schritten auf die ihnen bezeichnete Tür zu und traten ein. Am Fenster lehnte — das Antlitz den Ankömmlingen entgegengewandt — Guntram Seim. Seine Augen starrten voller Unruhe auf die beiden Männer.

Sie grüßten ihn ernst und zeigten ihm ihre amtlichen Ausweise. Der Rotblonde stellte sich vor.

„Kriminalkommissar Treff aus Berlin — und dies hier —" er deutete auf seinen weißhaarigen Begleiter — „ist der Herr Polizeirat Opp, auch aus Berlin. Wir kommen in sehr ernsten Angelegenheiten zu Ihnen, Herr Seim."

Guntram Seim starrte die beiden Männer immer noch mißtrauisch an. Als er die Hand hob und zum Platznehmen einlud, konnte man deutlich wahrnehmen, wie sie zitterte. Mühsam kam es über seine Lippen: „Was wollen Sie von mir?"

„Wir kommen nicht als Ihre Feinde, Herr Seim. Wir sind vielmehr erschienen, um Sie zu schützen."

Der Polizeirat sah sich suchend im Zimmer um.

„Wir möchten aber ganz ungestört mit Ihnen sprechen. Der Raum hier gefällt mir nicht, wegen der Tür nach der Diele. Es ist besser, wir haben keine Horcher bei unserer Konferenz."

Guntram Seim kam einen Schritt auf seine Besucher zu.

„Nebenan ist das Musikzimmer. Es hat keine Tür nach der Diele."

„Gut. Gehen Sie nur voran!"

Während der Polizeirat Guntram Seim auch folgte, wandte sich der rotblonde Kommissar noch einmal zur Tür, durch die sie von der Diele hereingetreten waren und schloß ab.

Drinnen in dem Musikzimmer sahen sich die beiden Männer wieder um.

„Ja. Hier können wir bleiben. Hier ist es auch heller! Das macht die Morgensonne, die durch die Fenster fällt."

Der Polizeirat deutete auf eine zweite Tür, die von dem Musikzimmer hinausführte.

„Kann uns von dort aus jemand stören? — Bitte, Herr Seim, sperren Sie die Tür ab! Es ist besser so."

Da wuchs erneut die Unruhe in Guntram Seim.

„Warum das? Warum treffen Sie diese Vorsichtsmaßregeln?"

„Wir haben Ihnen ja schon gesagt, daß wir in höchst wichtiger Angelegenheit kommen. Sollte es Ihnen nicht selbst lieb sein, heute störende Zwischenfälle von sich fernzuhalten?"

Da zuckte Guntram Seim erschreckt zusammen.

„Was wissen Sie?"

„Wir sind auf eine Spur gestoßen, die zu Ihnen führte. Wir sind im Interesse Ihrer Sicherheit gekommen."

Hastig strich sich Guntram Seim über das Haar.

„Meine Sicherheit — ja, ja."

Und nun lief er rasch hin zu der zweiten Tür und sperrte sie ab. Der Kommissar fand es aber für gut, sich selbst davon zu überzeugen, ob diese Tür auch wirklich verschlossen war. Er trat hinzu und nickte.

„Ja, jetzt stört uns niemand. Aber wir wollen auch noch den Riegel vorschieben. So! — Besser ist besser! — Und die Fenster schließen wir, nicht wahr? Es braucht uns niemand zu hören."

Während er dies besorgte, legte der weißhaarige Polizeirat seine dicke Aktentasche auf den Tisch.

„Wir wollen nun sogleich auf den Grund unseres Erscheinens zu sprechen kommen, Herr Seim. Sie —"

Aber Guntram Seim sah ihn prüfend an und unterbrach ihn.

„Sie kommen mir so bekannt vor. Wenn Sie die weißen Haare nicht hätten — ja, wenn Sie die nicht hätten —, ich möchte dann glauben, mit meinem Nachbar, dem Professor Oppermann, zu sprechen."

Der Polizeirat lächelte kühl.

„So, besitze ich Aehnlichkeit mit dem Herrn? Ich habe nicht das Vergnügen, ihn zu kennen, weiß also nicht, ob dem wirklich so ist. — Aber nun hören Sie! — Es ist kürzlich in Berlin ein Mord begangen worden. Man hat dort den Grundstücksspekulanten Asmus Melbert getötet. Es handelt sich dabei um ein ganz eigenartiges Verbrechen. Von den Tätern fehlte bisher jede Spur. Aber nun sind uns Aufzeichnungen in die Hände gefallen, und aus denen geht hervor, daß man auch gegen Sie solch ein Verbrechen plant. — Wissen Sie schon darum? Sind Ihnen Drohbriefe zugegangen?"

Guntram Seim begann wieder zu zittern. Die Augen wanderten unruhig durch den Raum.

„Drohbriefe? — Wie kommen Sie darauf?"

„Sagen Sie uns alles! Wenn wir Ihnen helfen sollen, dann müssen Sie uns ganz klar sehen lassen."

Da sank der erregte Mann stöhnend auf einen Sessel.

„Es ist furchtbar, was ich während der letzten Wochen erlebte! Ja, ja, ich habe Drohbriefe erhalten."

„Haben Sie nicht die Polizei verständigt?"

„Kein Mensch weiß davon, nicht einmal meine Tochter."

„Sie hätten unbedingt die Kriminalpolizei rufen sollen. Wenn wir nun heute nicht gekommen wären?"

Guntram Seim schaute angstvoll nach den Fenstern.

„Die Sonne! — Wir hätten doch lieber nicht hierher gehen sollen. Die Sonne stört mich."

Er erhob sich und deutete weiter nach hinten, wo in einer Nische einige Sessel gruppiert waren.

„Lassen Sie uns da hinten Platz nehmen. Ich — ich hasse beinahe die Sonne."

„Wie Sie wollen, Herr Seim. Setzen wir uns also dorthin."

Und als sie sich niedergelassen hatten — Guntram Seim saß zwischen seinen beiden Besuchern — ergriff der rotblonde Kommissar das Wort.

„Ich habe jetzt die ganzen Fäden des Berliner Verbrechens in der Hand, und ich werde den Mörder hier in Dresden fangen. Der Herr Polizeirat aber hat auf Grund sorgsamer Untersuchungen festgestellt, daß sich der Verbrecher ihretwegen hierher begeben hat. Was gegen Sie geplant wird, muß verhindert werden."

Guntram sah verzweifelt vor sich hin.

„Aber wie? Ich weiß mir keinen Rat. Ich glaube auch nicht, daß mir die Polizei helfen kann, und ich wollte auch die Polizei alarmieren. Es könnte dann meine Tochter alles erfahren, und was sollte sie denken, wenn sie erführe —"

„Ihre Tochter weiß also nicht den Grund, weshalb man Sie anfeindet?"

„Nein; sie weiß nichts. Garnichts weiß sie!"

Der Polizeirat sagte hart:

„Sie aber wissen, daß Sie selbst an dem schuld sind, was Ihnen nun droht! Sie wissen, daß Sie schlecht gehandelt haben. — Ja oder nein?"

Guntram Seim krampfte die Hände verzweifelt ineinander. Er stieß gequält hervor:

„Ja, ich weiß es! — Ganz richtig habe ich wohl nicht gehandelt! Aber deshalb dürfen mich diese Menschen doch nicht töten wollen?"

„Haben Sie nicht selbst getötet, Herr Seim? Wenn Sie auch nicht mit eigener Hand Menschenleben auslöschten — die Selbstmorde, die auf ihr Konto zu setzen sind, muß man weit richtiger als Mordtat Ihrerseits bezeichnen! Und das Geld, das leichtsinnige, unerfahrene Menschen an Ihren geheimen Spielbanken vergeudeten, das sie in Ihren geheimen nächtlichen Zirkeln verpraßten? Diese Verluste, aus denen für so manchen dieser Menschen Verzweiflung, Vernichtung der Existenz, Krankheit und noch anderes Elend erwuchs? — Das sind doch Ihre Taten! Sie haben diese Menschen im Grunde betrogen und bestohlen, beraubt und zugrunde gerichtet. — Ist dem nicht so?"

„Aber ich darf deshalb doch nicht so bedroht werden?! Es — Ich werde noch wahnsinnig — vor Angst!"

Der Rotblonde hatte ein Zigarettenetui hervorgezogen und erhob sich.

„Seien Sie wenigstens ein Mann und tragen Sie Ihr Los als solcher!"

Der Polizeirat griff beruhigend nach der Hand Guntram Seims und zog sie von seinem Antlitz.

„Hören Sie zu!"

Er ließ die Hände des verzweifelten Mannes nicht mehr los, und der Kommissar entnahm seinem Zigarettenetui ein weißes Tuch. Ganz rasch ging das alles, und jäh preßte er es auf Guntram Seims Mund und Nase.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlangenwecken von Skoplje

Der „Kaiser der Schlangen" verschlief die Frühjahrsparade — Abergläubische Befürchtungen — Ein merkwürdiger Volksbrauch in Süd-Serbien

Wie alljährlich, fand auch dieser Tage wieder in den Landbezirken Süd-Serbiens ein allgemeines Schlangenwecken statt. Es handelt sich hierbei um einen merkwürdigen Volksbrauch, der mit allerlei abergläubischen Vorstellungen verknüpft ist. Im Mittelpunkt der Zeremonien stand der berühmte Schlangenhügel in der Nähe der Stadt Skoplje, auf dem der „Kaiser der Schlangen", ein besonders großes Exemplar lebt. Er konnte aber diesmal aus seinem Versteck nicht hervorgelockt werden, und das sieht man allgemein als ein böses Omen an.

Schon am frühen Morgen zogen Musikkapellen durch die Straßen von Skoplje. Die Trommler, Flötisten und Hornisten vollführten einen Heidenlärm und holten auch den letzten Schläfer aus den Betten. Ueberall sah man frohe Gesichter. Im Sonntagsstaat eilte alles aus den Häusern, schloß sich den Musikanten an, denen bald ein riesiger Zug folgte. Es ging hinaus aus der Stadt ins freie Feld, wo schon eine große Menschenmenge wartete. Ein Volksfest war im Gange, wie man es sich bunter und lebhafter nicht vorstellen kann. An einer Wegkreuzung, am Fuße eines Hügels, wurde Halt gemacht. Die Musik verstummte und mit ihr auch das Jauchzen und Singen der Menge. Voller Spannung beobachtete alles, wie eine Schar von Männern mit hohen Schaftstiefeln und dicken Lederhandschuhen den Hügel erstieg und sich daran machte, Steine und Geröll zur Seite zu räumen. Die Frühjahrssonne brach aus den Wolken und erwärmte das Geröll, in dem es langsam lebendig wurde.

Alle Wünsche gehen in Erfüllung

Die Spannung stieg von Minute zu Minute. Bald sollte der große Augenblick kommen, an dem mit Musik und Gesang die Schlangen dieses Hügels aus ihrem Winterschlaf geweckt und aus ihren Schlupfwinkeln herausgelockt werden sollten. Wer den Augenblick zu nutzen verstand, der konnte sich das Glück gefügig machen und die Erfüllung aller seiner Wünsche für dieses Jahr erwarten. Es galt nur, eine der Schlangen über ein Kleidungsstück, etwa einen Gürtel, einen Strumpf oder ein Schnupftuch schlüpfen zu lassen, dann war alles Unglück gebannt, und wem es gar gelang, eine Schlange dreimal zum Ueberqueren des gleichen Kleidungsstückes zu bewegen, dem konnte es an nichts mehr mangeln, denn die Schlangen des Schlangenhügels von Skoplje tragen das Glück mit sich, wenn sie nach ihrem Winterschlaf herabkommen und sich in die Felder schlängeln.

Die Männer oben auf dem Hügel hatten längst ihre Aufgabe erfüllt und alle großen Steine zur Seite gewälzt, aber sie kamen nicht herab, wie es im Programm des Volksfestes eigentlich vorgesehen war, sondern machten sich weiter im Geröll zu schaffen. Die Menge wurde ungeduldig: Immer lauter wurden die Rufe, mit denen man die Männer aufforderte, herabzukommen. Da legte einer von diesen die Hände als Schalltrichter vor den Mund und rief: „Wir können den „Schlangenkaiser" nicht finden!" Eine Bewegung ging durch die Wartenden. Wie, der „Schlangenkaiser", das schönste und größte all dieser harmlosen Reptile, sollte verschwunden sein, das bedeutete ja Unglück, schweres Unglück. Nein, daran durfte man nicht glauben. Der Schlangenkaiser mußte unter allen Umständen herbeigeschafft werden. Vielleicht hielt er sich nur versteckt und kam herab mit den anderen Schlangen, wenn man ihn lockte.

Die Macht der Musik

Eine Gruppe von Frauen und Mädchen in hellen, farbenprächtigen Kleidern trat vor und nahm neben der Musikkapelle Aufstellung. Als der Dirigent den Taktstock hob, herrschte noch einmal atemloses Schweigen. Im nächsten Augenblick setzten die Kapellen im fortissimo ein. Die Männer warfen mit lauten Rufen ihre Hüte in die Luft, aus den Umstehenden lösten sich Tanzpaare, die, so gut es auf dem steinigen Boden ging, einen Reigen aufführten. Allmählich ging die Musik in sanftere Weisen über, die Trommler schlugen nur noch gedämpft und zur Hauptsache waren die Flötisten zu hören. Endlich begannen die Frauen neben der Musikkapelle einen fröhlichen Chorgesang. Die Menge stimmte leise ein, verstummte aber wieder, als das Lied in eine zärtlich lockende Weise überging.

Und da geschah das Seltsame. Das Geröll belebte sich. Hier und da sah man den Kopf einer kleinen Schlange mit weit vorgestreckter züngelnder Zunge auftauchen und sich langsam vorwärtsschieben. Immer mehr und mehr Schlangen, bald konnte man sie nicht mehr zählen, kamen zum Vorschein. Sie schlängelten sich hügelabwärts in der Richtung der lockenden Flöten. Die Kapelle trat langsam Schritt für Schritt zurück und schon hatten die ersten kleinen Schlangen den Weg erreicht. Jetzt gab es unter der Menge kein Halten mehr. Alles lief herzu, drängte sich und stieß sich und hielt den Schlangen Kleidungsstücke vor, über die sie hinwegschlüpfen sollten. Die Zahl der kleinen Schlangen, die man aus dem Winterschlaf geweckt hatte, ging in die Tausende. Nicht zu Unrecht führte der Hügel den Namen Schlangenhügel. Der Schwarm der Schlangen bot ein furchterweckendes Bild, aber es waren ja Glückstiere, die da mit ungeahnter Geschwindigkeit am Boden dahinschlängelten, und so wich keiner der Anwesenden, bevor eine Schlange sein vorgehaltenes Kleidungsstück dreimal überquert hatte. Doch das Fest, das so fröhlich begonnen hatte, nahm einen unbefriedigenden Ausgang. So lockend auch die Flöten klangen, so sehnsuchtsvoll man auch sang, der „Schlangenkaiser" konnte nicht herabgerufen werden. Er blieb verschwunden und damit blieb dem Fest der Höhepunkt versagt. Die jungen Leute zwar ließen sich dadurch in ihrem Vergnügen nicht stören, aber die alten abergläubischen Bauern schüttelten nachdenklich den Kopf und gingen still nach Hause, überzeugt, daß die Ernte in diesem Jahre nicht gut ausfallen werde und daß auch sonst dem Lande Unheil drohe.

Krach um 400 Jolanthen

Eine sehr anrüchige Geschichte

Berlin. „Mein idealer Lebenszweck ist Borstenvieh und Schweinespeck" singt der Schweinefürst im Zigeunerbaron. Otto, sein Berufskollege, könnte das, wenn er wollte, auch singen; denn er besitzt in der Nähe von Biesdorf eine stattliche Herde von etwa 400 Exemplaren dieses nützlichen Borstenviehs.

Bis hierhin ist der Tatbestand, der sich in einer Berliner Landgerichtsverhandlung entrollte, durchaus dezent. Alles übrige jedoch ist anrüchig in des Wortes wahrster Bedeutung.

Nach ehernen Naturgesetzen ist mit einer solchen Anhäufung rosiger Speckträger auch das verbunden, was der Dichter so schön als „Goldgrube des Landmanns" zu umschreiben pflegt. Ist nun an sich schon die Nähe einer Dunggrube für die Geruchsnerven eine glatte Beleidigung, so wurde Ottos Schweinezucht zu einer förmlichen Landplage, wenn Regenwetter einsetzte.

Zu viel „Landluft"

Die Regentropfen, die gegen diese Grube klopften, schwemmten die Riechstoffe in einen nahegelegenen Graben, der dann für die Verbreitung in der weiteren Umgebung sorgte.

Die Anwohner, die hier gesiedelt hatten, um der nervösen Hast des Großstadtlebens zu entrinnen, mochten sooo viel gesunde Landluft nun auch wieder nicht. Sie konnten sich nicht mehr helfen und erstatteten schließlich Anzeige bei der Polizei, die sich durch einen Hauptwachtmeister von dem Vorhandensein besagten Duftes überzeugte.

Jetzt erhob sich die anrüchige Geschichte auf das Niveau eines schwierigen juristischen Problems, das dem bestvorbereiteten Examenskandidaten Schweißperlen entlockt hätte.

Um die Zuständigkeit der Wasserpolizei

Das Amtsgericht hatte Otto zu 2000 Mark Geldstrafe verurteilt — wegen Vergehens gegen das Wassergesetz, weil er einen Wasserlauf verunreinigt hatte. In der Berufungsverhandlung fuhr jetzt die Verteidigung schweres Geschütz auf. Es gibt Wasserläufe erster, zweiter und dritter Ordnung. Zu den letzteren gehören auch Gräben. In der Sprache des Gesetzes war also das Rinnsal, das an Ottos Grundstück vorbeifloß, ein Wasserlauf dritter Ordnung, ohne sich dessen recht bewußt zu sein. Aber nur unter der Voraussetzung, daß es zur „Vorflut" diente, also Regenwasser anderen Wasserläufen zuführte. Nun hatte man aber durch den Graben eine Chaussee gelegt, so daß ihm der weitere Abfluß versperrt war. Am anderen Ende versickerte der Graben im Walde. War er nun noch ein Wasserlauf dritter Ordnung? Oder glich er, wie die Verteidigung sagte, einem gemeinen Chausseegraben, der ja auch hin und wieder Regenwasser aufnimmt, ohne damit zur Zuständigkeit der Wasserpolizei zu gehören?

Das vermochte das Gericht nicht ohne weiteres zu entscheiden und es vertagte den Prozeß, um durch einen Sachverständigen weitere Aufklärung zu schaffen. Uebrigens hat inzwischen Otto unter Aufwendung erheblicher Kosten dafür gesorgt, daß die „Goldgrube" fürderhin isoliert bleibt. Vierhundert Jolanthen können sich also ungestört ihrem Beruf des Fettansatzes widmen, ohne daß die Umwohner belästigt werden.

Nachtwandler fällt in einen Kamin

Ein Geschäftsmann, der seine Büroräume in einem Hinterhof im Osten Londons innehat, hörte zu seinem Entsetzen unheimliche Geräusche, Klopfen, Kratzen und erstickte Schreie aus einer Mauer dringen, die wenige Meter von der Eingangstür zu seinem Büro entfernt ist. Er legte das Ohr an die Mauer und vernahm jetzt ganz deutlich eine menschliche Stimme, die mit letzter Kraft um Hilfe rief. Der Geschäftsmann beschloß, die geheimnisvolle Angelegenheit zu untersuchen und stieg deshalb auf das Dach des Hauses, von dem er auf die Mauer gelangen konnte. Er erkannte in der Mauer einen Schornstein, dessen Mündung sich nicht über den Mauerrand erhob. Der Geschäftsmann rief: „Ist dort jemand?" in den Schornstein hinein. Ein leiser Schrei, der ohne Zweifel von einem Menschen stammte, antwortete ihm. Es war also offensichtlich, daß sich ein Mensch im Kamin befand. Die Feuerwehr wurde sofort alarmiert. Und da man zunächst annahm, man habe es mit einem Einbrecher zu tun, sperrte ein größeres Polizeikommando das Grundstück ab.

Mit Hilfe eines Seiles versuchte die Feuerwehr den Abgestürzten nach oben zu ziehen, aber der Mann, der acht Meter unterhalb der Schornsteinmündung mit den Händen über den Kopf festgeklemmt war, rührte sich nicht und antwortete auch nicht mehr, er war also bewußtlos geworden. Nunmehr versuchte ein Feuerwehrmann sich zu dem Verunglückten hinabzulassen, aber der Kaminschacht war zu schmal, so daß auch dieses Vorhaben fehlschlug.

Einige Zeit später, als man noch beriet was zu geschehen habe, kam der Abgestürzte wieder zu Bewußtsein. Es gelang, Stärkungsmittel an einem Seil zu ihm hinabzulassen. Er hustete unaufhörlich und war in Gefahr zu ersticken. Man mußte also rasch handeln, wenn man ihn retten wollte. Daher wurde in aller Eile etwas unterhalb der Stelle, an der sich der Mann im Schornstein befand, ein Loch in die Mauer gestemmt. Zuerst kamen die Beine des Verunglückten zum Vorschein. Er lag mit den Knien auf einer Biegung im Kaminschacht und hatte sich bei den Versuchen, sich zu befreien, die wenigen Kleider, die er anhatte, völlig zerfetzt. Als man ihn endlich befreien konnte, fiel er in tiefe Bewußtlosigkeit. Er war über und über mit Ruß bedeckt, und sein Gesicht war unkenntlich.

Man brachte ihn unverzüglich ins Krankenhaus, wo die Aerzte feststellten, daß er außer unzähligen Schürfwunden keine schwereren Verletzungen davongetragen hatte. Er war schon am Abend vorher in den Schornstein gefallen und hat sich insgesamt 13 Stunden in dem Kamin aufhalten müssen, ehe er aus seiner entsetzlichen Lage erlöst wurde. Es dürfte sich bei ihm um einen Nachtwandler handeln, der die Kaminöffnung in der Mauer nicht bemerkte und so in den Schornstein, mit den Füßen zuerst, acht Meter tief hinabstürzte.

Don Juan, der Straßenräuber

Der Amsterdamer Polizei gingen in letzter Zeit auffallend viele Anzeigen über Straßenraub zu, der immer auf die gleiche Weise verübt wurde. In jedem Falle hatte sich ein gutgekleideter junger Mann einer Dame genähert und ihre Bekanntschaft zu machen gesucht. Wenn sie ihn abwies, so verfolgte er sie durch alle Straßenzüge und versuchte immer wieder, sie anzusprechen. Hatte er sein Ziel erreicht, so ging er eine Weile artig neben ihr her, bis er ihr dann plötzlich die Handtasche entriß und mit der Beute im Straßengedränge entkam.

Die zahlreichen Anzeigen haben die holländische Polizei veranlaßt, eine durchgreifende Fahndung nach diesem sonderbaren Don Juan vorzunehmen.

„Alter Meister". zu verkaufen

Eine wahre Geschichte,

nacherzählt von Hannes Helm

Was unsere sogenannte „gute Stube" ist, die birgt einen Schatz. Ein ungeheures Wertobjekt in Gestalt eines großen Oelgemäldes, das eine Champagnelandschaft darstellt, in leuchtenden Farben erstrahlt und an der freundlich geblümten Tapete einen Ehrenplatz hat. Wir sind überzeugt, daß es sich um einen sog. „Alten Meister" handelt, auf den die Agenten aller internationalen und nationalen Galerien Jagd machen würden, wenn sie nur um seine Existenz wüßten.

Als wir heirateten, erhielten wir diese Farbensymphonie von unserem Vater und Schwiegervater als Hochzeitsgeschenk überreicht, und zwar mit derselben Feierlichkeit, mit der man jemanden einen kristallenen Pokal in Anerkennung seiner Verdienste um den Sparverein überreicht. Schon er hatte es als Hochzeitsgabe von seinem Zahnarzt erhalten, der dieses Bild, als er noch Praktikant war, verstaubt und unbeachtet geblieben, auf der Bodenkammer gefunden hatte. Der gottbegnadete Künstler, der dieses Werk einstmals auf die Leinwand gebracht, hatte es in einer Anwandlung von mimosenhafter Schüchternheit unterlassen, seinen Namen der Nachwelt zu verewigen. Um so mehr glaubten wir an unseren „Alten Meister". Oft saßen wir stolz davor, gehoben von dem sicheren Bewußtsein, wenn mal alle Stränge reißen, so etwas wie einen guten Notgroschen an der Wand zu haben.

Und die Zeit, da alle Stränge rissen, kam. Wir brauchten Geld und entschlossen uns mit tränenden Augen, uns von unserem lieben „alten Meister" zu trennen. Zunächst steuerten wir den Direktor der Staatlichen Gemäldegalerie an, um ihn über den wahren Wert des Bildes zu befragen. Er besah sich das Ding, die Augenblicke dünkten uns Stunden! Mochte der Mann uns nicht sagen, was längst ihm schon Gewißheit sein mußte? Endlich bewegten sich seine Lippen. Mit einem verbindlichen Lächeln sagte er: „Champagnelandschaft, zwischen 1750 und 1800 gemalt, Dilettantenarbeit, ganz flott gemacht. Kein Kunstwert, vielleicht ein guter Handelswert!" Mit diesen Worten drückte er uns auch schon unsere Farbensymphonie wieder in die Hand und überließ uns unserem Schicksal. Eine tönerne Venus, die auf einer Konsole stand, schien höhnisch auf uns herniederzugrinsen.

Trotz aller Resignation und Enttäuschung, die uns die Mitteilung bereitet hatte, hatten wir auf den marmornen Stufen der Gemäldegalerie unsere Fassung und vor allem das Stichwort bald wieder gefunden. Dieses Stichwort hieß: „Guter Handelswert".

Wir faßten einen Angriffsplan auf sämtliche Bildergalerien und Gemäldehandlungen der Friedrichstadt, und würden die nicht den guten Handelswert bezahlen, dann blieben ja immer noch die zahlreichen Antiquitätenläden der Wilhelmstraße übrig. Da würde bestimmt einer „anbeißen".

Nummer eins, auf der oberen Friedrichstraße, besah sich unsere Landschaft höchst interessiert. Dann sagte er: „Ich kenne diese Gegend ganz gut, aber das Bild interessiert mich nicht!"

Nummer zwei war so unverschämt, uns rundheraus zu erklären: Solche Ladenhüter könnte ich von ihm ein ganzes Dutzend mitnehmen, während ein dritter Bilderhändler meinte, 7,50 RM. wolle er dafür zahlen, weil er gerade solch einen Rahmen gebrauchen könnte. Unsere Hoffnung, einen guten Kaufpreis zu erzielen, sank von Laden zu Laden.

So steuerten wir als letzten Versuch die Antiquitätenhändler der Wilhelmstraße an. Der erste kaufte überhaupt keine Gemälde. Antike Vasen und Ritterrüstungen wollte er haben, aber damit konnten wir leider nicht dienen. Kurzum, fünfzehn Geschäfte gleicher Art hatten wir abgeklappert, allein mit dem Erfolg, daß uns der letzte Händler mit Hängen und Würgen ein Fünf-Mark-Stück in die Hand drücken wollte.

Nun waren bei uns zwar alle Stränge gerissen. Aber die fünf Mark konnten wir denn auch noch verschmerzen. In unserer guten Stube hängt wieder der „Alte Meister". Wir freuen uns täglich darüber. Und hat er auch keinen Kunstwert und erwies sich der sogenannte gute Handelswert auch als Essig: Es ist doch wenigstens ein richtiges Oelgemälde, mit dem es sich schon ein bißchen „Angeben" läßt, wenn mal Besuch ins Haus kommen sollte.

Der blamierte Dumas

Zum Wahlkampf in Frankreich — Eine unbekannte Anekdote

In Frankreich wird augenblicklich zu einem neuen Parlament gewählt. Der Wahlkampf hat bereits eingesetzt. Wie das so üblich ist, sind es auch diesmal wieder Tausende von Abgeordneten, die sich um einen Sitz im Parlament bewerben.

Nicht nur die Wähler haben es schwer, ihre Wahl zu treffen, sondern auch die Herren, die gern als Volksvertreter ihren Einzug ins Palais Bourbon, den Sitz der französischen Kammer, halten möchten. Da wird mit allen Mitteln um die Gunst der Wähler geworben. Vor allem mit persönlichen Briefen. Aber auch offene Briefe, die dann in den Provinzblättern erscheinen, spielen dabei eine große Rolle.

Auch Alexander Dumas der Aeltere, der durch seine spannenden Romane, vor allem durch seinen „Graf von Monte Christo" und seine „Drei Musketiere", weltberühmt wurde, hat einmal den Ehrgeiz gehabt, als Volksvertreter in das Parlament in Paris einzuziehen. Er erließ zu diesem Zweck einen offenen Brief an die Wähler, und zwar wandte er sich in der Hauptsache an die einfachen Leute und Arbeiter. Das Rundschreiben hatte folgenden Wortlaut: „Kameraden von der Faust! Ich bewerbe mich um das Mandat auf Grund meiner Arbeitsleistung. Zehn Jahre lang bin ich als Lehrer tätig gewesen, vier Jahre als Notar, sieben Jahre als Beamter und kann infolgedessen behaupten, daß ich bisher 73 000 Stunden gearbeitet habe (genaue Aufstellung in der Anlage). Ich schrieb an 400 Werke. Jedes davon wurde in mindestens 4000 Exemplaren verkauft, wodurch wiederum 11 853 437 Francs in den Verkehr gebracht wurden. Ferner schrieb ich 35 Dramen, die an 6 Millionen einbrachten. Nach vorsichtiger Schätzung haben durch meine schriftstellerischen Arbeiten an 800 Arbeiter — Setzer, Buchbinder, Kolporteure, Buchhändler usw. — Lohn und Verdienst gefunden, desgleichen durch meine Dramen an 500 Direktoren, Schauspieler, Musiker, Bühnenschneider usf. Alles in allem habe ich demnach einer großen Zahl von Arbeitern das Leben materiell erleichtert und gleichzeitig vielen Hunderttausenden durch meine Bücher, wie ich hoffe — eine Freude bereitet. Darum wählt nur Alexander Dumas, den Aelteren!"

Trotz dieser ganz geschickten Wahlpropaganda ist dann der ältere Dumas bei der Wahl doch mit Pauken und Trompeten durchgefallen. Es wurde ihm ein völlig unbedeutender, minderwertiger Kandidat vorgezogen. Dumas war jedenfalls ziemlich blamiert . . .

Für 1000 Dollar Puppen . . .

Reichtum verpflichtet! Auch wenn man erst 12 Jahre alt ist, wie Gloria Vanderbilt.

Gloria wird bekanntlich nach dem Wunsch ihrer Mutter wie eine Prinzessin erzogen, die sie — in Dollar gemessen — ja auch gewiß ist. Die Ausgaben der jungen Dame, über die übrigens genau Buch geführt wird, da es der Vormund Glorias sehr ernst nehmen soll mit seinen erzieherischen Pflichten, sind entsprechend. Für Unterkunft und Wohnung — Gloria wohnt natürlich nur in Palästen — ist jährlich ein Betrag von 50 000 Dollar angesetzt. Gloria hat außerdem einen kolossalen Verbrauch an Puppen aller Art, das geht schon daraus hervor, daß jährlich ein Betrag von 1000 Dollar für Neuanschaffungen bereitgestellt wird, nur für Puppen! Die vier Athleten, die angestellt wurden, um für die persönliche Sicherheit der kleinen Dollarprinzessin zu sorgen, auf die die Gangster Amerikas natürlich längst schon ein Auge geworfen haben, erhalten für ihre Bemühungen zusammen 8000 Dollar jährlich, was nicht allzu viel ist, wenn man sich überlegt, welche Summen als Lösegeld verlangt würden.

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, den 19. April 1936.

Zum weißen Sonntag

Von Johannes Bante

Es reichte Gott der Unschuld Kleid
Als höchsten Schatz dir dar;
Bewahre stets es unentweiht
In dieser Welt Gefahr!

Wohl kann, wer ließ vom höchsten Gut,
Voll Reue kehr'n zurück,
Doch aller Reuetränen Flut
Bringt nicht der Unschuld Glück.

O, trag das weiße Lichtgewand
Vor deines Richters Thron!
Wie nie das sünd'ge Herz sie fand
Wird Seligkeit dein Lohn.

Der Weiße Sonntag der Kath. Kirche

Der Weiße Sonntag ist als der Tag, an dem die Kinder zum ersten Male zum Tische des Herrn gehen, von jeher eines der lieblichsten und ergreifendsten Feste der kath. Kirche gewesen. Immer und immer wieder greift gerade dieser Tag jeden katholischen Menschen, ob er jung oder alt, machtvoll ans Herz, zu Rückblick und Aufblick mahnend. Die ganze Art der Feier bringt es mit sich, daß die ganze Pfarrfamilie innigsten Anteil nimmt, daß sie sich mit den Kindern, die den „schönsten Tag des Lebens" begehen, in Gemeinschaft verbunden fühlt in wunderbar hehrer Weise.

Am heutigen Sonntag haben in unserer Stadt wieder 515 Kinder das Glück und die Freude zum ersten Male den ewigen Gott in Brotsgestalt in ihr junges Herz aufnehmen zu können. Die meisten Kinder, nämlich 73 Knaben und 66 Mädchen, stellt die St.-Antoniusgemeinde in Ickern. Es folgen dann die St.-Lambertus-Gemeinde von Castrop mit 59 Knaben und 79 Mädchen, St.-Franziskus-Gemeinde von Schwerin mit 31 Knaben und 37 Mädchen, St.-Elisabeth-Gemeinde von Obercastrop mit 28 Knaben und 36 Mädchen, Herz-Jesu-Gemeinde von Rauxel mit 31 Knaben und 23 Mädchen, St.-Marien-Gemeinde von Merklinde mit 15 Knaben und 20 Mädchen und die Schutzengel-Gemeinde von Frohlinde mit 10 Knaben und 7 Mädchen.

In der St.-Joseph-Gemeinde von Habinghorst gehen die Kinder in diesem Jahre am Himmelfahrtsfeste zur ersten hl. Kommunion.

In den oben genannten 7 kath. Pfarreien unserer Stadt wetteifert man nach altem Brauch, um den Kindern ihren Ehrentag, an dem sie als Bürger in das Reich Christi durch Erneuerung des Taufgelübdes eintreten, so weihevoll wie nur möglich auszugestalten. Mögen all die guten Wünsche, die am Weißen Sonntag den Kindern und deren Eltern zuteil werden, ihre schönste Erfüllung finden!

Schnee fiel in Blütenpracht

Der April tut, was er will. Dies alte Bauernsprüchlein von der Wetterwendigkeit dieses launenhaftesten aller 12 Monate bewahrheitet sich auch diesmal wieder. Nachdem sein Beginn die Blütenknospen mit warmem Südwindhauch aufleben ließ, folgten auf sonnige Tage kalte Nächte. Dann wechselten die Winde von Nordosten nach Westen. Regen goß in unendlicher Fülle herab. Und nun setzte ein Schneetreiben ein, das am Samstagmorgen die Industriestadt im Grünen in einer dichten weißen Wattepackung erscheinen ließ, als wenn es Weihnachten wäre. Man hatte sich den Weißen Sonntag eigentlich anders gedacht! In Blütenpracht und Sonnenschein wäre uns willkommener. Aber der April tut, was er will . . .

Verkehrsstörungen als Folge des Schneefalles

Das Schneetreiben, das in der Nacht zum Samstag einsetzte, ist auf den Verkehr nicht ohne Folgen geblieben. Im Verkehr der Reichsbahn, wie der Straßenbahnen mußten unliebsame Störungen und zum Teil erhebliche Verspätungen verzeichnet werden. Verschiedentlich sind durch die Last der Schneemassen auch Fernsprechleitungen zerrissen worden.

Das Ehrenzeichen des deutschen Roten Kreuzes verliehen

Für besondere Verdienste um das Rote Kreuz wurde dem hiesigen Arzte, Dr. med. Franz Frankenberg, Adolf-Hitler-Straße 101, das „Ehrenzeichen des deutschen Roten Kreuzes" vom Präsidenten des deutschen Roten Kreuzes mit Zustimmung des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler verliehen. Außer ihm wurde noch zwei Bewohnern der Provinz Westfalen diese höchste Auszeichnung, die das deutsche Rote Kreuz zu verleihen hat, zuteil. Herzlichen Glückwunsch!

Bestandene Staatsprüfung

Fräulein Johanna Münning, Tochter des Betriebsführers a. D. Johannes Münning, Bahnhofstraße, bestand vor dem Staatlichen Prüfungsausschuß in Düsseldorf die Staatsprüfung als Zahnärztin mit dem Prädikat „gut". Herzlichen Glückwunsch!

Heute zur Notgeldsonderschau!

Am heutigen Sonntag ist von 10—13 Uhr Gelegenheit zur Besichtigung der Notgeldsonderschau und des Oelgemäldes „Der unbekannte Soldat" von Otto Engelhardt-Kyffhäuser im Städt. Heimatmuseum gegeben.

Dienststellen der DAF. am Montag geschlossen

Aus Anlaß des Geburtstages unseres Führers sind die Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront am Montag, dem 30. April, geschlossen.

Die fälligen Unterstützungsauszahlungen finden am Donnerstagnachmittag statt.

Die Rechtsberatungsstunden der DAF. finden am Dienstag von 15,15 bis 17 Uhr in der Kreiswaltung der DAF., Viktoriastraße 10, statt.

Verpflichtung der städt. Angestellten

Wie wir vom Städtischen Nachrichtenamt zu unserer Notiz in der Samstagsausgabe erfahren, handelt es sich bei dem dort angekündigten feierlichen Akt auf dem Rathause am Geburtstage des Führers nicht um eine Vereidigung der städt. Beamten und Angestellten, sondern um eine Verpflichtung der städtischen Angestellten. Sie wird um 12 Uhr von Bürgermeister Schulze vorgenommen.

Die Notbremse wurde gezogen

Auf der Strecke zwischen den Bahnhöfen Rauxel und Herne wurde am Freitag mittag in einem in der Richtung Rauxel fahrenden Ruhrschnellzug von einem Kinde versehentlich beim Herumklettern auf der Bank die Notbremse gezogen. Unter mächtigem Aufkreischen der Räder hielt der Zug plötzlich mit starkem Ruck. Das Zugpersonal forschte nach der Ursache, die Reisenden schauten aufgeregt zu den Fenstern hinaus . . . Bald klärte sich die Angelegenheit auf. Nachdem die Bremsvorrichtung wieder in Ordnung gebracht war, konnte der Zug seine Fahrt fortsetzen.

Der Vorfall möge allen Eltern eine Mahnung sein, auf die mit ihnen im Zuge fahrenden Kinder ein besonders aufmerksames Auge zu haben.

Straßensperrung

Das Polizeiamt Herne teilt mit:

„Aus Anlaß der Vornahme von Anschüttungen für die Durchführung der Reichsautobahn ist der nördlich der Rittershoferstraße gelegene, noch nicht benannte Weg in Castrop-Rauxel (Stadtteil Ickern), dessen Fortsetzung auf Dortmunder Gebiet Siegenstraße heißt, bis auf Weiters für den durchgehenden Fahrzeugverkehr gesperrt. Umleitung, auch für die schon gesperrte Rittershoferstraße, durch die Horst-, Vincke- und Recklinghäuser Straße und umgekehrt."

Die NS.-Kulturgemeinde

Vorfeier des Geburtstages unseres Führers

Richard-Wagner-Abend unter dem Protektorat von Frau Winifred Wagner

Solist: E. Döinghaus

Am Freitag abend beschloß die NSKG. mit einem Richard-Wagner-Abend als Vorfeier des Geburtstages unseres Führers den hiesigen Konzertwinter mit rauschendem Erfolge ab.

Musikalisch war der ganze, unter dem Protektorat von Frau Winifred Wagner-Bayreuth stehende Abend dem Werke Richard Wagners gewidmet, der am 13. Februar 1883 im Palazzo Vendramin in Venedig starb. Der große Künstler, jahrzehntelang heftig bekämpft, hatte über ein Heer von Widersachern endgültig gesiegt. Mehr als 50 Jahre sind seitdem vergangen, lange, schicksalsschwere Jahre, doch sein Werk steht jung wie am ersten Tage vor uns. Es gehört vorwiegend, ja fast ausnahmslos der Bühne an. Was der Meister sonst noch für den Konzertsaal geschaffen hat, ist dem musikdramatischen Schaffen gegenüber verschwindend klein, zum Teil verschollen, und mit einigen wenigen Ausnahmen auch von geringerem Kunstwerte. Und doch ist gerade der Konzertsaal, so paradox es klingen mag, für die Musik Wagners und ihre Ausbreitung in weitesten Volkskreisen durchaus nicht belanglos gewesen. Schon in der Zeit, in der erst ganz wenige Bühnen seine Werke in ihr Repertoir aufgenommen hatten, bemächtigten sich die meisten Orchester von von den einfachsten Lehrlings- und Militärkapellen angefangen bis hinauf zu den ersten Konzertorchestern der wirkungsvollsten Bruchstücke aus seinen Opern und Musikdramen, die sich in ihrer formalen Geschlossenheit für den Konzertsaal eigneten. Und das Volk, das sich dem Neuen sonst in der Regel nur sehr zögernd nähert, fand im Falle Wagners mühelos die inneren Beziehungen zu den melodisch, plastisch-harmonisch neuartigen Klängen in dem berauschenden orchestralen Gewande auf dem Umwege über den Konzertsaal. Das alles geschah in jenen Zeiten heftigster Kämpfe, in denen, wie so oft, leider die künstlerischen Zionswächter und mit ihnen ein großer Teil der Intellektuellen sich dem Zukunftsmusiker und seiner Zukunftsmusik gegenüber starr ablehnend verhielt. Das Volk dagegen liebte seinen Wagner mit dem starken Gefühle naturhafter Verbundenheit. Wie anders wären sonst die unzähligen Wagnernummern der Konzertprogramme in all den Jahrzehnten zu erklären, mit denen wie überall, so auch bei uns die gastierenden Orchester und Militärkapellen Jahrzehnte hindurch immer wieder unter freudigster Zustimmung hervortreten konnten. Da Wagner, wie schon oben gesagt, für die Zwecke des Konzertsaales nur wenig Bedeutendes hinterlassen hat, stößt eine Programmgestaltung für ein Wagnerkonzert, das keine Anleihen bei den Bühnenwerken machen will, auf recht erhebliche Schwierigkeiten. Immerhin wäre sie möglich, müßte dann allerdings das zurücktreten lassen, was den Hörer in erster Linie in den Konzertsaal hineinzieht, den Genuß, und der Dirigent müßte auf manche günstige Chance verzichten. Beides ist künstlerisch und menschlich gesehen, nicht leicht, und wir meinen auch wohl nicht empfehlenswert, und so hatte Spindler einen Kompromiß eingeschlagen, der den Wagner des Konzertsaales (Faust-Ouvertüre und die fast in Vergessenheit geratenen Weiendonklieder) mit dem der Bühne (Musik aus Lohengrin, Rienzi, Tannhäuser, Tristan und Isolde, Parsifal) in guten Einklang zu bringen verstand und so dem Musikinteresse als auch dem Musikgenuß durchaus gerecht wurde. Da wir uns in den vorbereitenden Besprechungen eingehend mit den einzelnen Werken an dieser Stelle beschäftigt haben, können wir uns sofort der Wiedergabe widmen.

Die „Faust"-Ouvertüre, in Paris in Nacht und Elend geschrieben, eröffnete den Abend. Sie ist ein ausgesprochenes Programmstück, ein Erlebniswerk von einziger Größe, Kraft und Leidenschaft, ein düsteres, faustisches Bekenntnis von Leid und Not, dafür spricht ja auch schon das Faustzitat mit Dasein eine Last, der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt." Die Großen der Tonkunst werden sich im Jenseits über diesen kritischen Spezialfall schon friedlich-schiedlich verständigen. Man merkt in diesem eigentlichen Symphonie-Torso die Nachbarschaft der Tristan- und Holländer-Welten. Die vom Sturm gepeitschten Passagen, die Erlösungsthemen, auch Gedanken aus der Neunten klingen entfernt an. Spindlers Auffassung kommt dem Charakter dieser fast grüblerischen und weltschmerzlich zerrissenen, teils leidenschaftlich aufbegehrenden Musik denkbar weit entgegen. Seine Wiedergabe, durchsichtig in der Einleitung, war besonders ausdrucksstark und warmbeseelt, subtil behandelt in den Bläserstellen und von thematischer Klarheit im Allegrosatz, so daß vor allem die geschickt angelegten Steigerungen zu den Gipfelpunkten des Werkes erschütternde Größe ausstrahlten. Das Orchester spielte das Werk mit voller Hingabe und fand mit seinem Leiter freudige Zustimmung des festlich froh gestimmten Hauses.

Das „Tristan"-Vorspiel mit dem konzertmäßig angehängten „Liebestod" zeigte unseren Musikdirektor, daß er der Versuchung nicht unterlag, alles auf starke Wirkung einzustellen, sondern auch dem intimer gestaltenden Musiker sein volles Recht ließ. Die zart hingehauchte verbindende Ueberleitung zum Liebestod war eine Glanzleistung. Die große Steigerung entwickelte sich bei anfänglich kluger Zurückhaltung zu langsam anwachsender, imponierender Größe. Mit leidenschaftlicher Hingabe schwelgte das ihm willig folgende Orchester in diesen unvergleichlichen Klangseligkeiten.

Beim gut ausgewogenen „Lohengrin"-Vorspiel befand er sich spürbar in seinem Element. Mit feierlich sacralem Charakter entfaltete er im „Parsifal"-Vorspiel eine Klangpracht, die berückend war. Aufs Feinste abgetönt wurde die musikalische Grundstimmung aufs Beste getroffen. Zum Schluß lag offensichtliche, tiefe Ergriffenheit über die hingerissene Gemeinde der gläubigen Hörer. Für den Dirigenten ist die „Rienzi"-Ouvertüre, die den Abend rauschend abschloß, man möchte wohl sagen die hohe Schule der geraden Taktart. Unser sorgfältig verfahrende Musikdirektor hatte dem großartigen Enthusiasmus des jungen Wagners aufs beste nachgespürt und ließ durch Spannkraft und Ausdauer die gewisse Gleichförmigkeit der rhythmischen Bewegung, die für die Wirkung des Stückes ebenso zur Fußangel werden kann wie die dauernde Oberstimmenmelodik zu einer auch sonst nicht sehr lebendigen Orchestrierung, nahezu völlig vergessen. Der stattliche Chor des Städt. Konzertvereins, stimmlich in blendender Verfassung, steuerte zur Vervollständigung die schon einmal von ihm gehörten „Der Einzug der Gäste auf der Wartburg" aus dem „Tannhäuser" und den „Brautchor" aus „Lohengrin" mit bestem Gelingen bei.

Als Solistin des Abends war unsere „Heilige Elisabeth", E. Döinghaus, erneut verpflichtet. In der Wiedergabe der drei „Weiendonklieder" und Elsas Traum aus „Lohengrin", Elisabeths Gebet aus „Tannhäuser" und „Isoldes Liebestod", zwei durchaus verschiedene Aufgaben, erwies sie sich als gleich große Künstlerin. Die große, edle Schönheit ihres, von klingender Innerlichkeit getragenen Sopran gab sowohl den Stücken aus den Opern als auch den drei in instrumentierter Bearbeitung gebotenen Weiendonkliedern ergreifenden Ausdruck.

Max Spindler, der künstlerische Leiter des Abends, befand sich in diesem Wagner-Konzert spürbar in seinem Urelement. Er besitzt neben seinem, impulsiv alle dramatischen Spannungen erfüllenden Impetus auch die feinnervige Hand für die vielen Farbwerte und Schattierungsnüancen dieser Musik, in der er jede einzelne Faser des schönen Klangteppichs behutsam heraushob. Das Gelsenkirchener Orchester folgte alles Hauptsächliche im Auge behaltend, mit edler Intonation allen seinen Absichten zur festwürdigen Wiedergabe, die begeisterten Beifall erweckten, weil sie alle die ihnen zu Gebote stehenden Möglichkeiten zu großer Leistung voll ausnutzten.

Der Genius eines der größten im Reiche der Tonkunst hat wieder einen Sieg davon getragen. Der Gralsruf der deutschen Musik ist dank der vorbildlichen Tätigkeit unserer rührigen NSKG. wieder auf dem besten Wege, tief und immer noch tiefer einzudringen in die Seele unseres Volkes, um dereinst zu erfüllen und vollenden das prophetische Wort Richard Wagners vom 15. Juli 1866: „Mit Deutschland steht und fällt mein Kunstideal. Nur das Deutschland, das wir lieben und wollen, kann mein Ideal verwirklichen helfen." Helfen wir alle, auch in Zukunft, alle Mann für Mann dazu mit. Vivant sequentes!

—r.—

Warum?

noch heute ein Los der Preuß.-Südd. Klassen-Lotterie erwerben? — **Weil Sie für nur 3 Mark** sehr leicht

1000 RM.
2000 RM.
5000 RM.
10000 RM.
und mehr gewinnen

können. — Ziehung am 24. u. 25. April 1936

Lose 1/8 nur 3 RM. 1/4 nur 6 RM.

KAPPELHOFF Castrop Rauxel Münsterstraße 24

Staatliche Lotterie-Einnahme — Ruf 3070

Bevor Sie **Haushaltwaren und Porzellan** kaufen, besichtigen Sie in Ihrem eigenen Interesse unsere gepflegten Abteilungen. Preiswürdigkeit, Auswahl und Qualität werden Sie überraschen

Kaufhaus Kirsch Castrop Münsterstraße 21

Geld! braucht man nicht nur zum Krieglühren, sondern auch für den Kampf ums Dasein. Aber das Geld, das Sie für das

Geld! Inserieren im „Stadtanzeiger"

Geld! anlegen, bringt hundertfältige Frucht. Es vermehrt die Kundschaft und steigert den Umsatz.

Pianos, Flügel, neu — gebr., zur Miete. Gr. Auswahl. Zahlungserleichtrg. **Pianohaus Marks, Bochum,** Kais.-Wilhlmstr.

Bürogehilfin

16 J., mit Vorkenntnissen Stenogr., Maschinenschr., Buchführung, sucht Anfangsstellung. Schriftl. Angeb. unter Nr. 629 an den Stadtanzeiger. (9

Sicherer Mietzahler sucht (8

4- bis 5-Zimmer-Wohnung

zum 1. 6., 1. 7. oder 1. 8. Angebote unt. Nr. 628 a. d. Stadtanzeiger.

Inserieren sichert Erfolg!

Soll es eine **Miele** sein, kauf sie nur bei **Kaller** ein!

Castrop-Rauxel 1, Marktstraße 20

Olympia-Räder

Die Schlager für 1936

Größtes deutsches Fahrradhaus

Muffenrahmen, Ia Stahl-Rohre, blanke Teile verchromt, Keil- oder Glockenlager, durchg. Schutzbleche, mit Chrom-Dynamo und Stromlinien-Scheinwerfer, mit Freilauf u. Rücktritt, Gepäckträger, Anschließkette, Pumpe, Werkzeug u. Herrenrad **55.-** Radständer. Damenrad

Neuheit: Schwinggab., Schwingsättel, Schwingsattelstützen

Fahrräder ohne Freilauf 27.- mit Freilauf und Rücktritt 30.-

Auf Wunsch Halb- oder Voll-Ballon

MACHNOW G.m.b.H.

BERLIN C 54, Weinmeisterstr. 14

Schneller Versand an Private

Bitte Katalog 957 anfordern

Fahrräder

Opel, Victoria, Phönix, usw.

nur bei **W. Verheyen**

Castrop-Rauxel 1

Marktstr. 16, Ruf 2410

Anzahlung 15.— RM.

Wochenrate 1.— RM.

Bad Salzuflen Teutob. Wald

bittet um Ihren Besuch

Herz, Nerven, Rheuma Luftwege

Rausch- u. Vergünstig.-Kuren

Ganzjährige Kurzeit

Miet-Verträge

stets vorrätig.

Druckerei Geschw. Schmitz

Wirb

für den „Stadtanzeiger für Castrop-R. u. Umgb."

denn seit über 60 Jahren setzt er sich für die Interessen Deiner engeren Heimat in besonderer Weise ein

Treue um Treue

Etwas, das immer angenehm unter der täglichen Post auffällt . . . . ist der schön gedruckte Briefbogen!



Gutes Papier, wirkungsvolle Textanordnung und sauberer Druck sind Merkmale dafür, daß man Sinn für guten Geschmack und Qualität hat. Auch bei den Drucksachen heißt es „Gutes Aussehen bestimmt den guten Eindruck". Drum legen Sie Wert auf gute Geschäftsdrucksachen. Bestellen Sie bei uns. Wir führen nur gute Papiere und liefern den bekannt sauberen Druck.

Handelsdruckerei

Geschw. Schmitz

Castrop-Rauxel 1

S.a-Ruf 2151